

Rezensionen

Peter AUFGEBAUER u. Christine VAN DEN HEUVEL (Hgg.), Herrschaftspraxis und soziale Ordnungen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Ernst Schubert zum Gedenken (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 232). Hannover, Hahnsche Buchhandlung 2006.

Kurz vor Vollendung seines 65. Lebensjahres verstarb im März 2006 Ernst Schubert. Die für ihn vorgesehene Festschrift wurde zur Gedenkschrift, die von Mitarbeitern am Göttinger Institut für Historische Landesforschung und der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen herausgegeben wurde. Schubert stand beiden Einrichtungen vor. Die Beiträge sind geordnet nach Schwerpunktthemen des Verstorbenen, der mit seinen Schriften, vor allem zum späteren Mittelalter, einer der wichtigsten Impulsgeber der historischen Mediävistik war und weit über sein engeres Fach hinauswirkte. Das Schriftenverzeichnis sowie das Verzeichnis der von Schubert betreuten Dissertationen legen umfassend Zeugnis über die Breite des Spektrums ab, für das Schubert einstand. Gleichermäßen decken die Beiträge der Gedenkschrift Themenschwerpunkte seines Oeuvres ab, von denen im folgenden die mediävistischen annotiert werden. Den ersten Block „König und Reich“ leitete H. THOMAS ein. Er wertet vor allem die Bilderchronik von Erzbischof Balduin von Trier hinsichtlich der Farben des Reiches auf den Sturmfahnen aus. F. REXROTH geht der politischen Begründung für die Absetzung mittelalterlicher Herrscher nach, exemplifiziert an der Absetzung Adolfs von Nassau 1298 im Spiegel der Colmarer Dominikanerchronik. B. SCHUSTER wertet einen Widmungsbrief des Odo von Deuil an Abt Suger von St. Denis auf implizierte Herrschaftsmodelle (demütiger König vs. hochmütiger Kaiser) aus. B. SCHIMMELPFENNIG untersucht das sog. deutsche Pontificale im 14. Jh. P. AUFGEBAUER listet die Zweifel an der christlichen Zeitrechnung im Mittelalter auf, die erst durch den Gregoria-

nischen Kalender überwunden wurden. „Fürsten und Untertanen“ ist der zweite Themenblock überschrieben. H. SCHMIDT (ausgehend von einer Schwureinung des Jahres 1430) und H. VAN LENGEN (zum Aufstieg der Cirksena zur Landesherrschaft) decken die ostfriesische Landesgeschichte zwischen 1430 und 1464 ab. W. JANSSEN zeigt anhand Xantener Akten auf, wie ein Hof am Niederrhein von 1467 bis 1474 zum Spielball von Territorialgewalten werden konnte. Die Beiträge zum dritten Teil „Soziale Ordnungen“ decken z. T. sehr unterschiedliche Themen ab: Fremdheit im früheren Mittelalter (H.-W. GOETZ), weibliche Lehnsträgerinnen („Weiberlehen“) (H. RÖCKELEIN), Kleinstädte im Oldenburger Land (A. ECKHARDT), die Bildung des niederen Adels als Stand in Norddeutschland (B. BEIDER WIEDEN), Marienverehrung in einer Pfarrei bei Königslutter nach 1291 (S. GRAF), Pilgerbriefe im späten Mittelalter (W. PETKE), eine adlige Bruderschaft in Buckow bzw. Stettin (1473/1491) (J. PETERSOHN), die Rückkehr hochadliger Kleriker und Mönche in den Laienstand (G. STREICH). Aus dem neuzzeitlich ausgerichteten vierten Teil („Historizität und Kommunikation“) ist Th. VOGTHERRS Beitrag über das Bild von Kaiser und Reich bei der vielgelesenen Ricarda Huch bemerkenswert. Alle Beiträge zum Mittelalter sind sehr quellennah geschrieben. Die Mehrzahl wertet ungedruckte Akten aus, S. Graf steuert sogar eine kritische Edition der Kúblinger Marienerscheinung bei. Diese quellenintensive Auseinandersetzung, vor allem mit dem späteren Mittelalter unter besonderer Berücksichtigung der Landesgeschichte und in einer Breite von Königen bis zu Bettlern, ist offenbar das über seinen Tod hinausreichende Vermächtnis von Ernst Schubert.

Wilfried Reininghaus, Senden

Thomas BEIN (Hg.), Der mittelalterliche und der neuzzeitliche Walther. Beiträge zu Motivik, Poetik, Überlieferungsgeschichte und Rezep-

tion (Walther-Studien 5). Frankfurt a. M., Peter Lang 2007.

Die Walther-Studien beginnen, sich einen festen Platz unter den altgermanistischen Buchreihen und Zeitschriften zu erobern. Der jetzt erschienene fünfte Band bietet wie die ersten beiden eine in mehrere thematische Blöcke gegliederte Sammlung einzelner Aufsätze. Ihre Fülle dokumentiert, wie bereits Scholz' neue Walther-Bibliographie für die Jahre 1968–2004, die als Band 4 erschien, dass die Walther-Forschung der Gegenwart reger ist als je zuvor.

Der erste Themenblock beschäftigt sich mit Walther im Deutschunterricht des 19. Jh. und der Gegenwart. J. PETERS zeigt, wie schwer es war, Walther im Deutschunterricht des 19. Jh. zu etablieren. E. WILLEMSSENS Frage „Hat Walther in der Schule noch eine Zukunft?“ würde ich nicht so pessimistisch beantworten wie der Autor. Die neuen Bildungsstandards formulieren ebenso wie neuere Lehrpläne vielfältige Kompetenzen, die sich auch am Beispiel von Texten Walthers erreichen lassen. Da dieser in den meisten Unterrichtswerken (B. THELEN) nur dürftig vertreten ist, wird es um so wichtiger, dass eine neue mediävistische Fachdidaktik interessierten Lehrern professionelles Material für moderne Unterrichtseinheiten anbietet.

In einer Reihe weiterer Beiträge stehen verschiedene Stationen der Walther-Rezeption im Mittelpunkt, beginnend bei den Romantikern (Ch. KREPOLD) über ein Schulfestspiel von 1895 (J. PETERS, mit Edition) bis zu Alvarez' neuem Walther-Roman (H. W. KLUG). J. HILDEBRANDT sichtet den aktuellen Stand der Web-Präsenz Walthers.

G. KLUGS flüssig formulierte Ausführungen über „Sichtweisen und Funktionen des Schlags bei Walther“ kranken an dem Problem vieler motivgeschichtlicher Arbeiten: Sie tragen weder etwas Neues zum Verständnis der herangezogenen Texte bei, noch führen sie zu der Rede werten Erkenntnissen in Bezug auf die Verwendung des Motivs. Weiter zu diskutieren sein wird St. ERLEIS These, Walther habe gezielt neue Verwendungsweisen des Aus-

drucks „höfisch“ nicht nur in seinen Sang, sondern auch in den intellektuellen Sprachgebrauch des Deutschen einführen wollen und damit gezielt zu einem historisch belegbaren Sprachwandel beigetragen. Wenn man hier mit Zahlen operiert, müssten diese jedoch auch in Relation zur überlieferten Textmenge betrachtet werden. Nicht beurteilen kann ich F. KRAGLS eigenwillige, aber nicht uninteressante Methode für die Analyse der so spärlich überlieferten musikalischen Seite von Minnesang und Spruchdichtung des 12. und 13. Jh., die er am Beispiel von Walther und Neidhart erprobt. C. LAUDE schreibt zwei berühmten Leerstellen eine poetologische Funktion zu: dem unbeschriebenen *Enzwischen* in ‚Si wunderwol gemachet wip‘ und Neidharts Spiegelraub. Die letzten drei Beiträge führen die Varianz-Diskussion der letzten fünfzehn Jahre an konkreten Beispielen sinnvoll weiter: T. LÜPAGES an den Fassungen von ‚Si wunderwol gemachet wip‘, Th. BEIN an ‚Ich hoere iu sô vil tugende jehen‘, S. LEY am König-Friedrichston.

Ralf-Henning Steinmetz, Kiel

Georg BOSSONG, Das Maurische Spanien. Geschichte und Kultur (C. H. Beck Wissen). München, C. H. Beck 2007.

Nachdem seit 711 große Teile der Iberischen Halbinsel von muslimischen Truppen unterworfen worden waren, blieb der Islam dort bis 1492 in unterschiedlicher Form und Intensität präsent. Das von Muslimen beherrschte Gebiet hieß Al-Andalus, und der Vf. des vorzustellenden Bändchens, der 2005 bereits eine hervorragende Anthologie von Gedichten aus Al-Andalus vorgelegt hat, beginnt zunächst damit, die Vorschläge zur Etymologie dieser Bezeichnung zu klären (denen derjenige von Singer hinzuzufügen wäre). Er stellt sodann zwei klassische Interpretationen der spanischen Geschichte von Claudio Sánchez Albornoz und Américo Castro vor. Während der Erstere die Prägung Spaniens vor allem in römischen und westgotischen Traditionen sowie in neuen Impulsen aus Asturien und Kastilien gegeben sah,

rückte der Zweite das Zusammenleben von Muslimen, Christen und Juden in den Vordergrund. Die Sympathie gilt heute meist der These Castros, aber die Bemerkung des Vf., dass keiner heute zweifeln, dass die „im eigentlichen Sinne spanische Geschichte mit der muslimischen Eroberung und der christlichen Antwort darauf“ (13) beginne, lässt offen, was „im eigentlichen Sinne“ angesichts einer kaum zu schreibenden Nationalgeschichte meinen soll.

Die Hauptteile (Kapitel 2 und 3) gelten der politischen Geschichte der islamischen Reiche sowie der kulturellen Vielfalt im Maurischen Spanien. Kapitel 2 folgt im wesentlichen der Chronologie in einer Mischung von strukturierter Ereignisgeschichte und Interpretation. So wertet der Vf. die Geschichte vom letzten Westgotenkönig Rodrigo „als Symbol für das kollektive Unbewusste Spaniens gegenüber dem Eindringen des Islam“ (16). Welches Spanien ist hier gemeint? Nach der kulturell besonders bedeutenden Zeit der Kleinkönigreiche im 11. Jh. sieht Bossong vor allem seit 1086 (Almoraviden- und Almohadenherrschaft) den entscheidenden Einschnitt, der den fruchtbaren Austausch reduzierte und das Ende des „spanischen Sonderwegs“ einleitete. Die Darstellung wird über die Entscheidungsschlacht von Las Navas de Tolosa (1212) bis hin zum vollständigen Ende des noch bis 1492 existierenden Nasridenreiches fortgeführt, ja es wird sogar als Epilog das Schicksal der verbliebenen, konvertierten Muslime (moriscos) im 16. Jh. nachgezeichnet.

Das dritte Kapitel zur kulturellen Vielfalt unterstreicht zunächst völlig zu Recht, wie sehr neben Religionen auch verschiedene Ethnien und Sprachen zu berücksichtigen sind; es stellt dann nach den besonders ausführlich gewürdigten Leistungen der sogenannten „Übersetzerschule von Toledo“ kundig und faszinierend die Wissenschaften, Philosophie und Theologie, Dichtung sowie Architektur (besonders die erweiterte Moschee-Kathedrale von Córdoba und die Alhambra von Granada) vor.

Das abschließende vierte Kapitel mündet in ein Plädoyer für eine Rückbesinnung auf die goldenen Zeiten und Werte von Al-Andalus

und beklagt, dass dieses durch „islamische wie christliche Intoleranz“ (122) zugrunde gegangen sei.

Der Vf. bietet damit dem Stil der Reihe entsprechend eine knappe Einführung in die wichtigsten Sachverhalte; dabei trägt ihn eine gewisse Sympathie gegenüber Al-Andalus. Auch deshalb ergeben sich manche Ungleichgewichte und Deutungen, die zu Ergänzungen oder alternativen Interpretationen herausfordern: Bedeutete die Haltung der Märtyrer von Córdoba im 9. Jh. nicht zugleich einen kulturellen Widerstand gegen den Niedergang einer spätantik-lateinischen Kultur? Sollten die technischen Errungenschaften (Wassersysteme, Papierherstellung, Pflanzenanbau), ein sehr wichtiges Vermächtnis von Al-Andalus an den lateinischen Westen, nicht stärker einbezogen werden? Ob es eine systematische Entvölkerung in der „Pufferzone“ nördlich des Duero gab (19) ist umstritten. Bei Datenangaben ist zuweilen Vorsicht geboten: 1113 und 1115 seien angeblich Templer- und Johanniterorden gegründet worden (42). Cluny fasste nicht erst 1071 in Spanien Fuß, sondern schon viel früher (10. Jh. in Katalonien, 1028 in Aragón, Kontakte der kastilischen Könige seit 1053); im Jahr 1071 wurde Spanien vielmehr erstmals mit dem römischen Ritus konfrontiert, was im Buch jedoch auf 1075 datiert wird (43).

Insgesamt verhilft das engagiert geschriebene Bändchen zu einer ersten Information, besonders zu empfehlen sind die Passagen über die Vielfalt von Ethnien, Religionen und Sprachen, zu den geistigen Hervorbringungen und Schriften sowie zu den Übersetzungsleistungen in Toledo.

Klaus Herbers, Erlangen

Barbara S. BOWERS (Hg.), *The Medieval Hospital and Medical Practice (AVISTA Studies in the History of Medieval Technology, Science and Art 3)*. Aldershot, Ashgate 2007.

Der Sammelband vereinigt die Beiträge aus sechs Sektionen, die auf dem 36. Internationa-

len Kongress für Mittelalterstudien in Kalama-zoo von AVISTA (Association Villard de Honnecourt for the Interdisciplinary Study of Medieval Technology, Science and Art) in Zusammenarbeit mit Medica (Society for the Study of Healing in the Middle Ages) und The Hill Museum and Manuscript Library organisiert wurden. Im Mittelpunkt des Interesses stehen Alltags- und Praxisbezug der mittelalterlichen Medizin, soweit medizinische Texte, Archivalien und sächliche Quellen einerseits und moderne Labortechnik andererseits eine Auskunft erlauben. Damit wollen die Autor(inn)en dem (eigentlich längst obsoleten) Vorurteil entgegenzutreten, die mittelalterliche Heilkunde habe über den Placeboeffekt hinaus nicht viel bewirken können, sei nur magisch bzw. abergläubisch fundiert gewesen (so auch der Beitragstitel bei A. VAN ARSDALL) und habe im Hospital, verglichen mit der spirituellen Betreuung, nur eine geringe Rolle gespielt. Glücklicherweise verhindern die methodologische Einführung von J. M. RIDDLE und die fundierten Quellenstudien (wie die Vorstellung der Archivbestände des Malteserordens durch T. M. VANN) weitgehend präsentistische Kurzschlüsse. Im Einzelnen werden folgende Themen exemplarisch behandelt: Betreuung von und Umgang mit Leprösen (B. TABUTEAU, R. HYACINTHE), archäologische Spuren der medizinischen Betreuung von Hospitalinsassen (W. WHITE, G. EGAN), die Wechselwirkung von Gebäudestruktur und religiöser Funktion (L. T. COURTENAY, M. A. D'ARONCO) bzw. medizinischem Konzept (R. BALDASSO, P. HORDEN), monastische Regelungen für den Krankenstand (J. W. BRODMAN, M. K. K. YEAREL) und natürlich die Bewertung der nachgewiesenen therapeutischen Maßnahmen (A. TOUWAIDE, P. D. MITCHELL). Die untersuchten Hospitäler liegen in England, Frankreich, Italien, Malta, Byzanz und Jerusalem, was die bestenfalls punktuelle Rezeption deutschsprachiger Forschungsliteratur erklären mag.

Ortrun Riha, Leipzig

Judith BRONSTEIN, *The Hospitallers and the Holy Land. Financing the Latin East, 1187–1274*. Woodbridge, Boydell Press 2005.

Die Geschichte des Johanniterordens im 12. und 13. Jh. ist nach dem Erscheinen der monumentalen Quellenedition Delavilles schon unter verschiedenen Aspekten untersucht worden. Die umfassendste Studie für diese Zeit ist immer noch die von Jonathan Riley-Smith von 1967, doch beleuchten jüngere Arbeiten wie die von Damien Carraz (2005) oder Jochen Burgdorf (2008) einzelne Regionen und die Strukturen im Konvent. Die vorliegende Arbeit, eine in Cambridge von Jonathan Riley-Smith betreute Dissertation, greift nun am Beispiel Frankreichs einen weiteren wichtigen Aspekt heraus: den Zusammenhang zwischen der politischen und ökonomischen Situation im Heiligen Land und der Entwicklung des Johanniterordens in den europäischen Herkunftsgeländern der Brüder. Nach der Einleitung werden im ersten Kapitel die Lage nach der Schlacht von Hattin 1187 und die finanziellen Aktivitäten des Ordens im Heiligen Land analysiert. Das zweite Kapitel enthält eine chronologisch aufgebaute Untersuchung der Wirtschaftsführung der Häuser in den französischen Prioraten. Den Abschluss der Arbeit bilden zwei Kapitel zur Rolle des Papsttums sowie zum Personal des Ordens in den Prioraten und im lateinischen Osten. Auf die Zusammenfassung folgt noch eine Liste der für die Jahre 1187 bis 1274 ermittelten Brüder im Heiligen Land und in Frankreich.

Die konzise, auf der Grundlage ungedruckter Materialien wie auch eines weiten Spektrums publizierter Quellen gearbeitete Untersuchung bietet eine ganze Reihe interessanter Ergebnisse. So weist die Vf. nach, dass die Johanniter bis zu den Mamluken-Angriffen der 1260er Jahre im Heiligen Land eine intensive Bewirtschaftung ihrer Besitzungen betrieben und sich noch bis zum Fall von Tripolis 1289 bemühten, neue Böden zu erschließen oder zerstörte Pflanzungen zu rekultivieren, vor allem für die Zuckergewinnung, die hohe Erträge versprach. Aus der Analyse der Wirt-

schaftsführung der Häuser in den französischen Prioraten ergibt sich, dass sich die Amtsträger des Ordens nach der Niederlage von Hattin bis etwa 1200 von Investitionen zurückhielten und eher die Einkünfte zu erhöhen suchten, dass dann aber bis um 1230/50 wieder rege Investitionen einsetzten. Diese Zeit wirtschaftlicher Blüte erlaubte den Aufbau einer eigenen Flotte des Ordens ebenso wie den Ausbau der Besitzungen im Heiligen Land. Dies setzte sich nach 1250 trotz der Niederlage bei La Forbie (1244) und wachsender Schwierigkeiten der Priorate, ihren Zahlungen nachzukommen, fort. Das Statut des Generalkapitels von 1262, das die Entfremdung von Besitz verbot, ließ sich so kaum noch umsetzen, während sich das Papsttum auf die Staufer und ihre letzten Anhänger konzentrierte und die Schenkungen an den Orden nachließen. Wie ein kurzer Vergleich zeigt, war die Situation in England und Spanien kaum anders.

Die Auswertung des Namensmaterials für das Heilige Land und die französischen Priorate erlaubt den überraschenden Schluss, dass die meisten der Brüder in Frankreich in den Häusern des Ordens blieben, in die sie eingetreten waren, und niemals in das Heilige Land kamen, vielleicht weil sie als erfahrene Verwalter im Westen gebraucht wurden. Die Brüder für Palästina wurden dagegen offenbar unmittelbar für den Dienst im lateinischen Osten rekrutiert. Insgesamt bietet die vorliegende Arbeit somit wichtige neue Einsichten und viele Anregungen für die weitere Forschung.

Jürgen Sarnowsky, Hamburg

Benjamin BUSSMANN, Die Historisierung der Herrscherbilder (ca. 1000–1200) (Europäische Geschichtsdarstellungen 13). Köln/Weimar/Wien, Böhlau 2006.

Mittelalterliche Herrscherbilder erfreuen sich eines anhaltenden Forschungsinteresses. Doch konzentriert sich bei näherem Hinschauen die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen ganz bestimmten Bildtypus resp. einen begrenzten und hochprominenten Bestand von Zeugnis-

sen: das ganzseitige Buchbild aus spätkarolingischer bzw. spätottonisch-frühsalischer Zeit, in dem in besonderer Weise Sakralität und Herrschaftssymbolik des frühmittelalterlichen Königtums zur Anschauung gebracht wurden. Die Zeugnisse der späteren Zeit sind zwar ebenfalls beachtet und beschrieben worden, doch wurde der neuartige Charakter der Herrscherdarstellungen seit etwa 1050 bislang noch nicht umfassend und systematisch untersucht. Diesem Wandel bildlicher Repräsentationsformen nachzugehen, hat sich die anzuzeigende historische Dissertation, die im Rahmen des Düsseldorfer Graduiertenkollegs „Europäische Geschichtsdarstellungen“ entstanden ist, zum Ziel gesetzt. Anhand einer überschaubaren Serie von Beispielen aus der Buchmalerei sowie dem Teppich von Bayeux will der Vf. den Nachweis erbringen, dass die im 11. und 12. Jh. zu beobachtende „Profanisierung der Bildthemen“ (so der ursprüngliche Titel der Arbeit) auf einen tiefer greifenden Prozess verweist, den der so genannten „Historisierung der Herrscherbilder“. Dies geschieht in drei Schritten: Nacheinander werden sieben Stifterbilder aus liturgischen Codices der ottonisch-frühsalischen Zeit, sieben einschlägige Szenen aus dem Teppich von Bayeux und fünf ausgewählte Chronikillustrationen des 12. Jh. vorgestellt. Äußerst knapp fallen die rahmenden Teile aus: In der Einleitung wird – nach kurzen Abrissen zum mittelalterlichen Bild- und Geschichtsverständnis – der Arbeitsbegriff des „Historienbildes“ erläutert, in einer Schlussbetrachtung werden die Erträge der Teilabschnitte resümiert. Die „Historisierung“ äußert sich demnach in einer „Verschiebung [der Bildaussage] von der Mehr- zur Eindeutigkeit“ (2 u. ö.), womit in erster Linie gemeint ist, dass sich die ausgewählten Bildbeispiele des 11. Jh. einem datierbaren und profanen Ereignis zuordnen lassen, während sie zuvor herrschaftslegitimierende und liturgisch-vergegenwärtigende (also überzeitliche) Funktionen erfüllten. Aus „himmlischen Höhen“ sei der Herrscher „auf den Boden der irdischen Realität“ (2) herabgeholt und ins weltliche Geschehen eingebunden worden.

Zweifellos eine richtige Beobachtung – doch ist dies ein schmaler Ertrag für ein Buch von immerhin fast 400 Seiten und eine insgesamt enttäuschende Bilanz für ein so ambitioniertes wie viel versprechendes Vorhaben. Die Arbeit erschöpft sich in einer Aneinanderreihung von stark schematisierten und äußerst repetitiven Bildanalysen, die die bisherigen Forschungsergebnisse zu den einzelnen Zeugnissen zusammenstellen und leider wegen der miserablen Qualität der Abbildungen kaum nachvollziehbar sind. Zu einer systematischen Bündelung der Befunde kommt es ebenso wenig wie zu einer Analyse ihrer möglichen Ursachen. Ganz offensichtlich hat ja die beobachtete Historisierung und Entsakralisierung der Herrscherbilder nicht nur mit Äußerlichkeiten wie dem Wechsel der Überlieferungsgattung (Chronik) und der Maltechnik (Federzeichnung) zu tun, sondern auch und vor allem mit einem fundamentalen Wandel von Herrscherideologie, Wissenskultur und Buchproduktion. Doch leider geht der Vf. auf solche oder andere Zusammenhänge nicht ein. Auch methodisch sind gewichtige Einwände vorzubringen. Zunächst irritiert die undurchsichtige (da nirgends begründete) Auswahl der Bilder: Statt einer repräsentativen Serie, so der Verdacht der Leserin, konstruiert der Vf. zweckgerichtet ein Ensemble zur Stützung seiner vorformulierten Arbeitshypothese und suggeriert so einen Entwicklungsschematismus, zu dem einem sofort zahlreiche Gegenbeispiele in den Sinn kommen – auch solche, die den vom Autor untersuchten Codices selbst entstammen, die aber nicht in die Untersuchung einbezogen wurden. Fragwürdig ist schließlich auch das vordergründige Bildverständnis des Vf.: Wie man angesichts der fruchtbaren Impulse der Bildwissenschaften auf die Mediävistik noch immer von einem so unbedarften „Bildrealismus“ ausgehen kann, bleibt unverständlich – dies umso mehr, da die Arbeit (im Sinne des Düsseldorfer Kollegs) explizit eine interdisziplinäre Ausrichtung beansprucht. Das Scheitern dieses Ansatzes wird überall dort deutlich, wo die untersuchten „Historienbilder“ eben nicht eindeutig auf den

Chronik-Text (und erst recht nicht auf „das Ereignis“) verweisen, sondern, wie am Beispiel der Insignienübergabe an Heinrich V. oder seiner Krönung erkennbar, ihre eigene Darstellungs- und Deutungslogik entwickeln. Diese prinzipielle Autonomie und Mehrdeutigkeit der Bildaussage wird vom Vf. konsequent als (Ver-) Fälschung oder als Ausdruck eines geminderten Quellenwerts interpretiert – schade, dass solche Missverständnisse auch jungen Historikern noch unterlaufen.

Uta Kleine, Hagen

Carmen CARDELLE DE HARTMANN, *Lateinische Dialoge 1200–1400. Literaturhistorische Studie und Repertorium* (Mittellateinische Studien und Texte 37). Leiden/Boston, Brill 2007.

Der literarische Dialog, von der Antike (Platon, Cicero) bis in die Zeit der Aufklärung ein europaweit verbreitetes Medium intellektueller Auseinandersetzung und strukturierter Unterweisung, war auch im Mittelalter etwa im Umkreis von Klöstern und Schulen weit verbreitet. Carmen Cardelle de Hartmann, Professorin für Lateinische Philologie des Mittelalters an der Universität Zürich, hat sich in ihrer Münchner Habilitationsschrift der bislang nicht systematisch erschlossenen lateinischen Dialoge des späten Mittelalters angenommen. Nach einer den Forschungsstand und die gewählte Methode reflektierenden Einleitung (1–26) setzt sie sich zunächst mit dem Dialogverständnis der mittelalterlichen Autoren auseinander (29–57) und widmet sich sodann den durch eigene Kategorienbildung vorgenommenen Haupttypen des „Lehrdialogs“ (58–103), des „Streitgesprächs“ (104–162), des „Selbstbetrachtenden Dialogs“ (163–209) und des „Philosophischen Dialogs“ (210–232). Dabei stellt sie jeweils den Bezug zu spätantiken sowie früh- und hochmittelalterlichen Traditionen her, bildet Untergruppen (z. B. wird bei den „Streitgesprächen“ zwischen der Auseinandersetzung mit Juden und diversen innerkirchlichen Konflikten un-

terschieden) und gliedert nicht integrierbare Spezialfälle in Nachtragskapitel aus (z. B. „Streitgespräche über das Heilsgeschehen und Satansprozesse“, 233–241; „Briefdialoge“, 254–256). Am Schluss des ersten Teils werden auf der Basis der durchgeführten Untersuchungen ein für das Mittelalter adäquater Dialogbegriff entwickelt und die Ergebnisse in einer Zusammenfassung präsentiert.

Im umfangreichen „Repertorium“, das den zweiten Teil des Bandes bildet (287–726), erschließt die Vf. weit über hundert Dialoge und dialogverwandte Texte. Geboten werden neben den für die Identifikation wichtigsten kodikologischen und bibliographischen Daten jeweils auch Angaben zum Autor, zur Datierung, zur Überlieferung, zum Inhalt und ggf. zur bereits vorliegenden Forschung. Diverse Register und Konkordanzen runden das Handbuch ab.

Der Nutzen dieser voluminösen Studie, deren Zustandekommen auf gründlichen Quellenrecherchen und sorgfältiger Textlektüre basiert, liegt zunächst in ihrer Funktion als *Vademecum* durch die wenig bekannten Gefilde einer sich zumindest im Spätmittelalter äußerst heterogen darbietenden literarischen „Form“. (Die Vf. präferiert diese offener Bezeichnung anstelle von „Textsorte“, vgl. 265.) Die typologisch ausgerichteten Überlegungen, die sowohl auf thematische wie auch auf strukturelle und kommunikationsspezifische (narrativer Rahmen vs. Unmittelbarkeit; „Lehrer / Schüler“ vs. „Wortführer / Opponent“; „symmetrische“ vs. „asymmetrische“ Verteilung der Redepartien usw.) Differenzen eingehen und angesichts mancher Überschneidungen und Mischformen zu allerlei relativierenden Feststellungen führen, erscheinen trotz gelegentlicher Redundanzen als durchaus angemessen. Nicht anders als in der Frühen Neuzeit gab es auch im Mittelalter literarische Formen, die nach Anlage, Gegenstand und pragmatischer Funktion so – aus heutiger Perspektive – fremdartig sind, dass eine möglichst differenzierte Erfassung aller Komponenten des Gesamtcorpus die einzige Möglichkeit eines adäquaten Zugangs zu den Einzeltexten darstellt. Spannend wird die Lek-

türe des Bandes denn auch dort, wo die Vf. bei herausragenden Vertretern der Dialogliteratur wie Heinrichs von Langenstein ‚*Epistola pacis*‘, Wilhelms von Ockham ‚*Dialogus*‘ oder Francesco Petrarca ‚*Secretum*‘ Entwicklungen im Bereich der argumentierenden Gesprächsführung ausmacht, die über die eher statisch-monoperspektivische Struktur der meisten mittelalterlichen Dialoge hinausweisen (vgl. 281).

Robert Seidel, Frankfurt a. M.

Arianna CIULA u. Francesco STELLA (Hgg.), *Digital Philology and Medieval Texts* (Arti spazi scritte 4). Ospedaletto (Pisa), Pacini 2007.

In diesem Band sind Vorträge versammelt, die beim internationalen Seminar „Digital Philology and Medieval Texts“ 2006 in Arezzo gehalten wurden. Sie können in zwei Gruppen eingeteilt werden: Diejenigen, die dem Thema „digital editions“ gewidmet sind, und solche, die sowohl über bereits abgeschlossene als auch über noch laufende Digitalisierungsprojekte berichten. Der ersten Gruppe gehören sowohl Beiträge an, die hauptsächlich die Vorteile der digitalen gegenüber den gedruckten Editionen behandeln (ROBINSON, POUPEAU), als auch solche, die eine kritischere Haltung einnehmen und auf die Probleme eingehen, die diese Art von Ausgaben mit sich bringt (MAGGIONI, ORLANDI, STELLA). Die Vorträge der zweiten Gruppe schlagen eine Brücke von der Theorie zur Praxis und beschreiben konkrete Editionen, wobei zumeist auf deren Inhalt eingegangen wird. Wenn über Codierung und Programmiersprachen gesprochen wird, wird meistens davon ausgegangen, dass das Publikum sich mit solchen Themen auskennt oder gar selbst programmiert. Oft fallen Begriffe wie TEI, UNICODE, XML oder XSLT, ohne dass erklärt wird, was sie bedeuten oder wozu man sie braucht. Eine Ausnahme bildet der Vortrag von Roberto ROSSELLI DEL TURCO, der das Problem der Codierung erklärt und beschreibt, wie der Computer den eingegebenen Text versteht, wobei er auch die ver-

schiedenen Codierungssysteme darstellt, die im Laufe der Zeit entwickelt wurden. Die Mehrheit der Vorträge (10) sind in italienischer Sprache, vier auf Englisch und einer auf Französisch gehalten. Am Ende des Buches findet man das ausführliche Programm des Seminars und des folgenden Workshops. Die beigegebene CD-ROM reproduziert den Inhalt des Buches und enthält zusätzlich die Powerpoint- oder PDF-Präsentationen, die während der Vorträge gezeigt wurden, darunter auch einige, deren zugehörige Vorträge nicht im Buch aufgenommen wurden (so von Paul SPENCE und Harold SHORT, Kevin KIERAN, Arianna CIULA). Das ist ein fragwürdiges Vorgehen, da man den Präsentationen ohne die entsprechenden Texte nur teilweise folgen kann. Insgesamt aber ist dieses Buch ein guter Ausgangspunkt, wenn man den aktuellen Stand der Forschung über Textdigitalisierung und digitale Editionen sowie die Personen und die Institutionen, die sich mit diesen Themen beschäftigen, kennenlernen möchte. Um die technischen Ausdrücke und die Abkürzungen zu verstehen, muss der Leser sich zwar einarbeiten, aber diese Schwierigkeit lässt sich mit einer Suche im Internet überwinden. So wird dieses Buch zu einer interaktiven Veröffentlichung *sui generis*.

Ulisse Cecini, Erlangen

Sandra DIECKMANN, Oliver HUCK, Signe ROTTER-BROMAN u. Alba SCOTTI (Hgg.), *Kontinuität und Transformation in der italienischen Vokalmusik zwischen Due- und Quattrocento* (Musica mensurabilis 3). Hildesheim/Zürich/NewYork, Georg Olms 2007.

Grundsätzliche Fragen zu stellen, die über die bloße beschreibende Faktensammlung hinausgehen – sei es aus dem Bereich der Literatur, der Geschichte oder der Musik –, ist ohne Zweifel ein Merkmal von Qualität. Die von Oliver Huck geleitete Nachwuchsgruppe „Die Musik des frühen Trecento“ setzt unter diesem Aspekt einen neuen Standard, der in der Reihe „Musica Mensurabilis“ einen adäquaten

Ausdruck findet. Nach der ersten Publikation (2005) ist nicht viel Zeit vergangen, bis die zweibändige Edition von mehrfach überlieferten Kompositionen des frühen Trecento (2007) und der hier besprochene Sammelband erschienen sind. Beiträge aus zwei Tagungen („Kontinuität und Transformation in der italienischen Vokalmusik zwischen Due- und Quattrocento“, Jena 2005 und „International Medieval Congress“, Leeds 2003) finden hier zusammen und sind durch den roten Faden einer gemeinsamen zentralen Problemstellung verbunden: das Hinterfragen überkommener Geschichtsbilder. In HUCKs einleitendem Beitrag („Kontinuität und Transformation der Musik des Trecento“) werden die Pfeiler gesetzt für die noch lange nicht zu Ende geführte Diskussion über die Grenzen jener autoritativen „Meistererzählungen“ (13), die so sehr prägend für das Geschichtsbild einer Epoche sind, wie sie sich zugleich als verfälschend herausstellen. Es werden plausible Möglichkeiten aufgezeigt, die geschichtswissenschaftlichen Kategorien „Kontinuität“ und „Transformation“ als die „Narrative [musikgeschichtlicher] Erzählung“ (2) nicht gegeneinander auszuspielen, sondern produktiv als gleichzeitige, ineinander verwobene Momente der musikalischen Entwicklung zu verstehen. Die Skepsis gegenüber jeglicher Art von Hypostasierung der einen oder anderen Kategorie, sei es im Sinne eines teleologischen Fortschrittsbildes oder eines evolutionistischen Traditionszusammenhangs, liegt den meisten der vorliegenden Beiträge zugrunde. So zeigt Signe ROTTER-BROMAN („Geschichtsbild und Analyse. Überlegungen zur Musik des späten Trecento“), ausgehend von der überfälligen Frage nach analytischen Methoden des hier behandelten musikalischen Repertoires, dass Analyse und historiographische Modelle in Konflikt geraten können. Auch Margaret BENT („Continuity and Transformation of Repertory and Transmission in Early 15th-Century Italy: The Two Cultures“) führt anhand philologischer Beobachtungen exemplarisch vor, inwieweit eine aufmerksame Quellenforschung zu einer Revidierung von Geschichtsschreibung führen kann. Neue Erkenntnisse zur musika-

lischen Forschung des Trecento finden sich in Klaus-Jürgen SACHS' Erläuterungen zur bislang wenig bekannten Klangschrittlehre in Italien sowie in den Beiträgen von David FALLOWS zu Johannes Ciconia, von Alba SCOTTI zu den Ursprüngen der italienischen Mehrstimmigkeit und in dem von Marco GOZZI und Agostino ZIINO verfassten Bericht zum neu entdeckten Mischiati-Fragment, in dem sich einige bisher unbekannte Werke finden. Dass das Trecento nicht auf ein starres Epochenbild festzunageln ist, sondern dass es sich vielmehr um einen in sich differenzierten künstlerischen Zeitraum handelt, bezeugt auch die interdisziplinäre Reflektion von Reinhard STROHM zum Schreiben über Musik sowie von Andreas HAUG, der eine für die Musikwissenschaft produktive Untersuchung von Dantes ‚De vulgari eloquentia‘ bietet. Aufschlussreich sind auch die an die Disziplin der romanischen Philologie angrenzenden Beiträge Sandra DIECKMANNs, Joachim SCHULZES und Maria Sofia LANNUTTIS. Die meisten hier veröffentlichten Texte zeigen, dass über die bloße philologische Rekonstruktion hinaus die mittelalterliche Musikforschung immer auch mit weitergreifenden Fragen und Problemstellungen konfrontiert sein muss, die einerseits eine interdisziplinäre Verfahrensweise fordern und andererseits zu grundsätzlichen geisteswissenschaftlichen Resultaten führen.

Matteo Nanni, Freiburg i. Br.

Sammelrezension (in der Reihenfolge der Besprechung) zu Caspar EHLERS, Jörg JARNUT u. Matthias WEMHOFF (Hgg.), *Deutsche Königspfalzen*. Bd. 7: Zentren herrschaftlicher Repräsentation im Hochmittelalter. Geschichte, Architektur und Zeremoniell (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 11/7). Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2007 – Caspar EHLERS (Hg.), *Deutsche Königspfalzen*. Bd. 8: Places of Power – Orte der Herrschaft – Lieux du pouvoir (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 11/8). Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2007.

Zwei weitere Sammelbände berichten aus der Arbeit des Pfalzen-Projektes am kürzlich abgewickelten und umgewidmeten Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen. Einmal mehr wird deutlich, welcher wissenschaftspolitischer Skandal hinter der Schließung dieser renommierten Einrichtung steckt, und man beginnt zu ahnen, welchen langfristigen Schaden die unsinnige Entscheidung der Max-Planck-Gesellschaft anrichtet, die sich selbst als Hüterin der Exzellenz in der außeruniversitären Forschung versteht, nicht ohne gleichzeitig ebendiese Exzellenz nachhaltig zu beschädigen.

Was in den beiden, wie üblich großformatigen und reich mit Bildern, Karten und Plänen versehenen Bänden vorgeführt wird, ist wie üblich interdisziplinäre Forschung auf fast durchweg hohem Niveau. Mehr als bisher schon wird die internationale Einbindung des Pfalzen-Projektes deutlich: Historiker(innen) aus Frankreich, Großbritannien, Polen und Irland zeigen, dass die Fragestellungen des Projektes mit erheblichem Gewinn auch auf europäische Nachbarterritorien anzuwenden sind. Archäolog(innen) und Kunsthistoriker(innen) steuern die Sichtweise ihrer Wissenschaften in einer Art und Weise bei, die weit über das bloße und unverbundene Nebeneinander disparater Ansätze hinausgeht, stattdessen eine integrative Sicht einander ergänzender Wissenschaften und ihrer Methoden ermöglicht.

Der erste der beiden Bände geht aus einer Tagung am Paderborner IEMAN hervor und hat deswegen im Bereich der sächsischen Pfalzen und der Geschichte Sachsens im 10. Jh. einen inhaltlichen Schwerpunkt. Behandelt werden die Stellung Sachsens im Übergang von Heinrich I. zu Otto I. (Matthias BECHER) und die Aussagen des Poeta Saxo zu den sächsischen Pfalzen (Karl Heinrich KRÜGER). Bauhistorische Untersuchungen auf archäologischer Grundlage stammen von Holger GREWE zu Ingelheim, von Sveva GAI zu Paderborn und von Michael M. C. DAPPER zu Tilleda. Die germanistische Sichtweise von Stephan FUCHS-JOLIE auf Rother und Roland zeigt gleichzeitig, dass die Auseinanderset-

zung mit Ritualen auch weitgehend ohne Kenntnis der Arbeiten von Althoff und anderen Historikern geführt werden kann; hier werden leider auch die Grenzen der transdisziplinären Kenntnisnahme deutlich. Cord MECKSEPER äußert sich in einem theoretisch sehr anregenden Aufsatz zu Raumstrukturen von Herrschaftssitzen; Matthias UNTERMANN untersucht die wenigen hochmittelalterlichen Zentralbaukirchen im Vergleich. Die internationale Perspektive eröffnet Annie RENOUX mit einem ebenso souveränen wie lesenswerten Überblick über Zentren der Macht in Nordfrankreich während des 10. und 11. Jh.

Wesentlich internationaler angelegt, mit 15 Beiträgen auch nicht mehr im Einzelnen hier vorzustellen, ist der zweite Band. In einem weiten chronologischen Bogen von der Karolingerzeit bis zum Spätmittelalter, in einem ebenso weiten geographischen Bereich zwischen Byzanz und Irland werden hier „Orte der Herrschaft“ unter verschiedensten Gesichtspunkten behandelt. Für deutsche Leser sind die Abhandlungen über Frankreich, Polen, die Rus und Irland gelungene Einblicke in die internationale Forschung. Theoretisch fundierte Einführungen in die Thematik von historischer (Caspar EHLERS) und kunsthistorischer Seite (Matthias UNTERMANN) erschließen einen thematisch vielfältigen Band, der die Bedeutung vergleichender Geschichtsforschung überzeugend vor Augen führt.

Thomas Vogtherr, Osnabrück

Jutta EMING, *Emotion und Expression. Untersuchungen zu deutschen und französischen Liebes- und Abenteuerromanen des 12.–16. Jahrhunderts (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 39)*. Berlin/New York, Walter de Gruyter 2006.

Die vorliegende Arbeit, eine an der FU Berlin angenommene Habilitationsschrift, gilt der Geschichte der Gefühle, genauer: der Gefühlsdarstellung. Dabei bezieht sie sich auf Liebes- und Abenteuerromane, vor allem auf Konrad Flecks ‚Flore‘ (um 1220), auf Konrads von

Würzburg ‚Partonopier und Meliur‘ (1277), auf ‚Florio und Biancaffora‘ (Druck 1500) sowie auf Veit Warbecks ‚Schöne Magelone‘ (Erstdruck 1535). Die Analysen dieser vier Romane, die jeweils die Handlung in markanten Punkten nachzeichnen, machen etwa zwei Drittel der Arbeit aus, während das erste Drittel (emotions-)theoretischen Fragen nachgeht.

Dieser einleitende Teil ist aus dem Berliner SFB „Kulturen des Performativen“ bzw. dem Teilprojekt „Emotionalität in der Literatur des Mittelalters“ hervorgegangen. In den Rahmen des Sonderforschungsbereichs gehören die Konzepte Inszenierung, Ritualisierung und Performativität, in den des Projekts die Überlegungen zur Erforschung von Emotionen. Letztere rekurren auf unterschiedliche Ansätze, auf Elias’ Zivilisationstheorie, auf Althoffs historische Forschungen, auf Freuds Psychoanalyse sowie auf die neuere psychologische, soziologische und kulturwissenschaftliche Emotionsforschung. Obwohl hier manches unabgestimmt wirkt und unklar bleibt (parallel zu lesen sind Schnell, *Historische Emotionsforschung*, FMS 38 [2004], 173–276 und Schulz, *Verlockungen*, PBB 128 [2006], 472–495), erweist sich das von Eming entwickelte Instrumentarium als brauchbar, um Emotionen in mittelalterlichen literarischen Texten zu beschreiben. Sein Zentrum bildet – erstens – die Unterscheidung von Emotion und Expression. Mit ihrer Hilfe lässt sich die Annahme korrigieren, wonach Gefühlsausdruck und Gefühl im Mittelalter zusammenfallen. Auch literarische Texte führen vor, dass Affekte strategisch und damit kontrolliert eingesetzt werden können. Der Gefühlshaushalt mittelalterlicher Literatur beschränkt sich – zweitens – keineswegs auf Affekte, sondern kennt auch komplexere emotionale Zustände wie Stimmungen oder die Überlagerung verschiedener Emotionen. Schließlich sind Emotionen – drittens – sozio-kulturell geformt, ihre Äußerung folgt sogenannten „display rules“. Schließlich können sie – viertens – auch als Zeichen fungieren, etwa für den Zustand des Helden oder der Gesellschaft.

Die Textlektüren und ihre Ergebnisse sind hier nicht im Einzelnen vorzuführen. In jedem

Fall bereichern sie – und das spricht für die Ergiebigkeit der gewählten Fragestellung – die Forschungsdiskussion zu den genannten Romanen. Allerdings steckt sich die Arbeit noch ein weiteres Ziel, nämlich das, in „diachronen Textanalysen nach Entwicklungen und Veränderungen innerhalb d[er] Gefühlskultur“ (120 f.) zu forschen. Dass sich eine solche Geschichte, deren Narrativ einigermaßen verschwommen bleibt – die Anlehnung an Elias' Zivilisationstheorie erfolgt punktuell –, anhand der gewählten Texte rekonstruieren lässt, scheint mir aus zwei Gründen fraglich. Zum einen ist das Korpus mit vier Texten recht schmal, zumal sich je zwei Texte zeitlich nahe stehen, während in der Mitte eine Lücke von gut zwei Jahrhunderten klafft. Zum anderen beziehen sich die Romane nicht aufeinander, sondern gehen jeder für sich auf eine romanische Vorlage zurück, was Eming ja auch bewusst macht, indem sie diese (in unterschiedlichem Ausmaß und eher unsystematisch) einbezieht.

Manuel Braun, München

Tobias FRESE, Die Bildkritik des Bernhard von Clairvaux. Die Apologia im monastischen Diskurs. Bamberg, Arthis 2006.

Die ‚Apologia ad Guillelmum Abbatem‘ des Bernhard von Clairvaux bringt in Kap. 29 eine Aufzählung von Kreuzgangkapitellen mit Darstellungen von Tieren, Mischwesen, Krieger und Jägern, die zu zitieren sich kaum ein Überblickswerk zur Romanik verkneifen kann, so gezielt sind die rätselhaftesten Fälle romanischer Ikonographie herausgegriffen. Gleich dem modernen Betrachter scheint sich ihre Bedeutung schon dem Zeitgenossen Bernhard verschlossen zu haben, der in die Frage nach ihrem Zweck daher die Forderung kleidet, sie zu beseitigen. So mag die berühmte Textstelle auf den wirken, der ihren Kontext nicht kennt, also den Abschnitt mit dem Titel *De picturis et sculpturis, auro et argento in monasteriis*, der gegen Ende in jenem Brieftraktat erscheint, das der Abt von Clairvaux zwischen 1121 und

1126 verfasst und an den befreundeten Benediktinerabt Wilhelm von Saint-Thierry adressiert hat.

Tobias Frese hat es sich zur Aufgabe gemacht, Bernhards Kritik an Bildern und Edelmetallen im Kloster – ihrem Anlass und Zweck entsprechend – in den größeren Zusammenhang zisterziensischer Aszetik zu stellen und die anhaltenden Versuche zurückzuweisen, Bernhards Bilderfeindlichkeit ins Positive umzudeuten. Dazu stellt er zunächst die Gliederung des Textes dar, der sich von einer Verteidigung der zisterziensischen Observanz zu scharfer Kritik an den Cluniazensern wandelt, und führt Beispiele für Bernhards rhetorische Gewieftheit an. So gibt dieser im einleitenden Satz von Kap. 28 vor, im Folgenden den kostspieligen Glanz und Neugier erregende Abbildungen zu übergehen, da dies noch das kleinere Übel sei und er auf die Dinge von größerer Bedeutung zu sprechen kommen wolle. Frese erkennt die rhetorische Figur der Paralyse und weist darauf hin, dass bereits hier die zentralen Argumente Bernhards gegen die Kunst genannt werden: sie ist *sumptuosus* und weckt die *curiositas*, lenkt den Geist des Mönches von Gebet und Lesung ab und muss deswegen im Kloster grundsätzlich als *superfluitas* gebrandmarkt werden. Die gebräuchliche (und kanonische) Begründung, Kunst diene der höheren Ehre Gottes, weist Bernhard als Ausrede zurück, mit der Spenden eingetrieben werden: Damit trifft die Kunst auch noch der Vorwurf, der *avaritia* zu dienen. Frese betont, dass die Adressaten der Belehrungsschrift Mönche waren und dass dem nicht-monastischen Bereich der Kirche der etwa durch Gregor den Großen gerechtfertigte Einsatz von Bildern zur Andacht und zur Belehrung der Laien unbenommen blieb.

Er beschäftigt sich sodann kurz mit den beiden als Antwort auf die ‚Apologia‘ verfassten Traktaten und ausführlicher mit Sugers Verwaltungsbericht ‚De administratione‘, an dem ihn die Argumente interessieren, mit denen Suger Bernhard (ohne ihn zu nennen) widerspricht.

Das zentrale Kapitel dringt tief in Bernhards durchaus unsystematische und aus Predigten

und Traktaten herausarbeitende Theologie ein. Es beginnt mit seiner Rangordnung der Sinne und Affekte. Bernhard wertet alle sinnliche Wahrnehmung als Unrat ab. Entsprechend der großen Bedeutung des Gesichtsinns ist Kunstgenuss die verwerflichste Form, den Sinnen nachzugeben. Er wird ausgelöst durch die *curiositas*, die eine Begleiterscheinung der *superbia* ist. In ‚De gradibus humilitatis et superbiae‘, einem Kommentar zum Demut-Kapitel der Benediktusregel, stellt Bernhard die Neugier an den Anfang jeglicher Sünde. Die höchste und dem Zisterziensermonch allein angemessene Stufe der Devotion muss auf Bilder verzichten.

Die Übernahme und weitere Ausgestaltung der bernhardinischen Lehre durch Aelred von Rievaulx und Wilhelm von Saint-Thierry werden ausführlich dargestellt, und schließlich ist Bernhards Einfluss auf die Beschlüsse des Generalkapitels Gegenstand der Untersuchung. Das Schlusskapitel kommt noch einmal auf Suger zurück, dessen Position mit derjenigen Bernhards unvereinbar war, und deutet den weiteren Verlauf der zisterziensischen Haltung an.

Diese trotz ihres schwierigen Gegenstands elegant geschriebene Analyse ging aus einer Magisterarbeit (!) hervor, die von Martin Büchsel betreut wurde. Ihre Lektüre sei all jenen Kunsthistorikern empfohlen, die sich von Bernhards radikaler Ablehnung ihres Forschungsgegenstands, der Kunst, zu einem besseren Verständnis mittelalterlicher Theologie herausfordern lassen möchten.

Christian Forster, Halle a. d. Saale

Natalie FRYDE, Pierre MONNET, Otto Gerhard OEXLE u. Leszek ZYGNER (Hgg.), Die Deutung der mittelalterlichen Gesellschaft in der Moderne (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 217). Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2006.

Anzuzeigen ist der zweite Band, der aus dem Projekt des Max-Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen über das kulturelle Gedächtnis der Wissenschaften in der Moderne

hervorgegangen ist. Der erste Band über „Die Gegenwart des Feudalismus“ wurde in dieser Zeitschrift bereits besprochen. Die Beiträge zur Tagung „Recht, Macht und Gewalt im Mittelalter“ werden vermutlich nicht mehr veröffentlicht. Es handelt sich hierbei also um den abschließenden Tagungsband zu insgesamt drei Kolloquien, die in Kooperation des Max-Planck-Instituts mit der Mission Historique Française en Allemagne, dem British Centre for Historical Research in Germany und der Polnischen Historischen Mission organisiert wurden. Die Leitlinie aller Beiträge ist es, die gegenseitige Abhängigkeit von Geschichtswissenschaft und Politik, die Abhängigkeit der Resultate der Wissenschaft von der ganzen kulturellen Umwelt (247) und die Verankerung der Mediävistik in der gesellschaftspolitischen Entwicklung seit dem 19. Jh. teils theoretisch und überblicksmäßig, teils anhand konkreter Beispiele nachzuzeichnen und zu analysieren. Manches Bekannte wird veranschaulicht und vertieft, anderes ist für einen westorientierten Leser neu, so insbesondere die Haltung der polnischen historischen Mediävistik bei der Erforschung der tschechischen und ungarischen Geschichte. Insgesamt gesehen ist daher die Lektüre des Buches wärmstens zu empfehlen, nicht zuletzt auch wegen des Plädoyers für eine vergleichende europäische Geschichtsbetrachtung. Der Information halber sei daher eine Inhaltsübersicht beigelegt: Pierre MONNET, „Introduction: L’imaginaire moderne de la société médiévale (XIX^e–XXI^e siècles)“; Otto Gerhard OEXLE, „Vom ‚Staat‘ zur ‚Kultur‘ des Mittelalters. Problemgeschichten und Paradigmenwechsel in der deutschen Mittelalterforschung“; Hervé MARTIN, „Énoncer l’ordre social dans les sermons français du bas Moyen Âge: Un fait de culture? Un fait de mentalité? Un fait idéologique prenant forme de discours?“; Natalie FRYDE, „Concepts of Medieval Society: Approaches and Traditions“; Chris WICKHAM, „The Early Medieval Ages and National Identity“; David CROUCH, „The Pragmatic Origins of British Social History“; Stephen H. RIGBY, „Marx, Engels and the

Middle Ages“; Wojciech IWAŃCZAK, „Das Bild des Nachbarn. Die Tschechen im Mittelalter in der Deutung der polnischen Mediävistik des 20. Jahrhunderts“; Leszek ZYGNER, „Pole, Ungar, zwei Brüder ...“. Das mittelalterliche Ungarn und seine Bewohner in der Deutung der polnischen Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts“; Stefan KWIATKOWSKI, „Zwischen Indoktrination und Modernisierung der polnischen Mediävistik. Marxistische Geschichtstheorie in der Gestaltung des historiographischen Bildes der mittelalterlichen Gesellschaft in Polen“; Alexandre ESCUDIER, „Pour une histoire européenne comparée des imaginaires historiographiques modernes du monde médiéval“.

Brigitte Kasten, Saarbrücken

Emilio GONZÁLEZ u. Victor MILLET (Hgg.), Die Kleinepik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme (Philologische Studien und Quellen 199). Berlin, Erich Schmidt 2006.

Als souveräner Literaturkenner und innovativer Begründer neuer Textgattungen gepriesen – als Pointen verzapfender Belehrer mittleren Niveaus gescholten: Das Spektrum der Urteile über den mittelhochdeutschen Dichter Stricker ist traditionell breit. Emilio González und Victor Millet legen jetzt die Beiträge eines Kolloquiums in Santiago de Compostela aus dem Jahr 2004 vor, die alte Fragen zur Kleinepik des Strickers neu profilieren und neue Fragen stellen.

Untersuchungen zu Funktion und Überlieferung, Korpusbildung, Textkonstituierung und Gattungsbildung, Quellen, Erzählstrategien und Deutungsansätzen leuchten die Vielfalt der Stricker-Dichtungen aus. Insbesondere durch den Blick auf Bezüge zu den neuen Frömmigkeitsbewegungen im 13. Jh. und auf die Beziehungen zu verwandten altfranzösischen und lateinischen Dichtungen ist der Band auch von interdisziplinärem Interesse und regt zur fächerübergreifenden Diskussion an.

Der rhetorisch eindrucksvollen, dabei ernüchternden Bewertung der Stricker-Mären als Geschichten über Unmoral und bleibende Defizite im menschlichen Zusammenleben, die tendenziell schlecht erzählt seien (Walter HAUG, „Schlechte Geschichten – böse Geschichten – gute Geschichten“), stehen mehrheitlich Beiträge gegenüber, die der Kleinepik des Strickers ein größeres narratives, kommunikatives und funktionales Potenzial zugestehen. Michael SCHILLING („Poetik der Kommunikativität in den kleineren Reimpaartexten des Strickers“) zeigt auf, dass der Stricker einen spielerischen kommunikativen Prozess anstößt. Scheinbare Diskrepanzen von *narratio* und *moralisatio* erwiesen sich dabei als Teil einer experimentellen Erzählstrategie. Der Frage nach Fiktionalität gehen Franz-Josef HOLZNAGEL („Gezähmte Fiktionalität“) und Ralf-Henning STEINMETZ („Fiktionalitätstypen in der mittelalterlichen Epik“) nach. Steinmetz, der auch die großepischen Texte einbezieht, bindet die Stricker-Dichtungen in die aktuelle Fiktionalitätsdebatte ein und entwickelt ein differenziertes System von Fiktionalitätstypen (Übersicht 101). Holznagel versucht, Binnen- und Außengrenzen des Reimpaarbeispiels zu bestimmen, und stellt eine neue Definition zur Diskussion (54). Sebastian COXON („Kollektives Höhlen und Verlachen in der Kleinepik des Strickers“) untersucht das erzählte Auslachen und Verhöhnern, das sowohl Züge des Sanktionsmittels als auch des Korrektivums besitzen könne und einen je spezifischen sozialen Zweck erfülle, der indirekt auch auf die außerliterarische Lebenswelt der Rezipienten ziele.

Einen äußerst anregenden Beitrag liefert John MARGETTS („Eigen-Sinn beim Stricker?“), der mögliche aktuelle Zeitbezüge untersucht. Diskutiert werden vor allem das geistige Umfeld des IV. Laterankonzils und der Bettelordenbewegung als potenzielle Kontexte, in denen der Stricker mittels Literatur didaktisch agiere. Bezugspunkte zur lateinischen und altfranzösischen Literatur stellen Maryvonne Hagby, Emilio González und Klaus Grubmüller in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen. HAGBY („Physiologus“-Eigen-

schaften in der mittelhochdeutschen Kurzepik“) kommt zu dem Schluss, dass der Stricker in Auseinandersetzung mit lateinischen Exemplum-Sammlungen ein didaktisches Erzählkonzept entwickle, dem er die traditionellen Bilder v. a. der ‚Physiologus‘-Tradition anpasse und diese teilweise gewagt rekombiniere (z. B. in ‚Die Äffin und ihre Kinder‘). Die Nähe zum Exemplum garantiere dabei Autorität und Faktizität. Den scheinbar bekehrten und büßenden Wolf stellt GONZÁLEZ in den Mittelpunkt seines aspektreichen Beitrages („Die Figur des *lupus poenitens* im Tierbispel ‚Der Wolf und sein Sohn‘“). Er verfolgt das Motiv vor allem in der lateinischen Tierepik (z. B. ‚Ysengrimus‘, ‚Ecbasis captivi‘, ‚Romulus‘-Fabeln) und untersucht seine Polysemie in verschiedenen literarischen Kontexten. Der Stricker sei ein literaturkundiger Dichter, der Erzählmuster der verschiedenen Vorlagen geschickt und produktiv nutze. GRUBMÜLLER sieht in seiner Untersuchung „Zum Verhältnis von ‚Stricker-Märe‘ und Fabliau“ kritisch ältere Forschungspositionen. Es ließen sich so wenige Vorlagen sicher nachweisen, dass die Mären nicht als abhängig vom Fabliau bezeichnet werden können. Sie haben ihre Wurzeln vielmehr in lateinischen Exempla und Fabeln.

Der facettenreiche Sammelband, der der mediävistischen Forschung zahlreiche Anknüpfungspunkte bietet, schließt mit einem Register und einer umfangreichen Bibliographie zur Kleinenepik und zum ‚Pfaffen Amis‘ von Franz-Josef Holzner, Andrea Schallenberg und Emilio González.

Sonja Kerth, Bremen

Anja GREBE u. Nikolaus STAUBACH (Hgg.), Komik und Sakralität. Aspekte einer ästhetischen Paradoxie in Mittelalter und früher Neuzeit (Tradition – Reform – Innovation. Studien zur Modernität des Mittelalters 9). Frankfurt a. M. u. a., Peter Lang 2005.

Die Verbindung von Komik und Heiligkeit in der Literatur und bildenden Kunst des Mittel-

alters ist für moderne Rezipienten häufig irritierend. Der vorliegende Band setzt an dieser Irritation an, indem er versucht, das Zusammenspiel von Komik und Heiligkeit aus unterschiedlichen Fachrichtungen und Blickwinkeln zu beleuchten und beschreibbar zu machen. Er ordnet sich dabei in neuere kulturwissenschaftliche Tendenzen der mediävistischen Komikforschung ein, die die Fragen nach Wirkungsweisen und Funktionszusammenhängen des Komischen in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen stellen.

Als ein erstes Ergebnis der Einzeluntersuchungen lässt sich eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen den Phänomenen der Komik und des Lachens beobachten, die von mehreren Autoren eingefordert wird (Tobias A. KEMPER, Johannes Klaus KIPF, Nikolaus STAUBACH). So zeigt sich, dass einerseits nicht jeder komische Effekt Gelächter produzieren muss (Sabine GRIESE), andererseits aber auch die Funktionen des Lachens weit über die Reaktion auf komische Effekte hinausgehen (Staubach).

Auch innerhalb des Phänomens der Komik bzw. des Lachens werden Differenzierungen vorgenommen. Kemper untersucht mittelalterliche theologische Positionen zum Lachen und kann eine durchgängige Unterscheidung zwischen positiv konnotierter Heiterkeit (*hilaritas*) und zu verurteilendem aggressiven Verlachen (*derisio*) beobachten. Ähnliche Abstufungen lassen sich auch im Bereich der literarischen Komik ansetzen. Christel MEIER-STAUBACH und Karin BECKER gehen in Auseinandersetzung mit den Gattungen der Tierepik bzw. des Fabliaus dem Zusammenhang zwischen Komiktypen und literarischer Faktur nach. Rüdiger SCHNELL kann in seiner Beschäftigung mit dem geistlichen Spiel darüber hinaus ein Zusammenspiel unterschiedlicher Komiktypen mit bestimmten Formen des Heiligen beobachten.

Auf die Frage, welchen Zweck das Heilige für den komischen Effekt erfüllt, antworten die Beiträge einhellig im Rückgriff auf Inkongruenztheorien. Der deutliche Kontrast etwa zum Banalen oder auch Sexuellen erzeuge

leicht komische Effekte (Kipf, Lothar FIETZ, Theo KLAUSMANN). Sehr unterschiedlich antworten die Autoren jedoch auf die Frage nach dem Zweck von Komik im sakralen Kontext. Eine Reihe von Beiträgen betont die affirmative Beziehung von Komik und Sakralität und kann therapeutische oder sozial entschärfende Tendenzen ausmachen (Becker, Staubach, Markus MÜLLER). Schnell kann in diesem Zusammenhang zeigen, wie der komische Effekt zu einer Differenzwahrnehmung des Sakralen führen und so dessen Status bestätigen kann. Andere Beiträge stellen dem jedoch ein spannungsreiches Verhältnis entgegen und betonen die destruktive Seite der Komik und ihre Macht, den sakralen Status zu diskreditieren oder sogar zu destruieren (Klausmann, Griese, Fietz).

Vor dem Hintergrund dieses differenzierten Umganges mit unterschiedlichen Konzepten, Formen und Funktionen von Komik wäre auch ein genauere Umgang mit dem Begriff der Sakralität wünschenswert gewesen, für den nur wenige Definitionsversuche und Differenzierungsansätze geboten werden. In der Summe der Beiträge kann jedoch ein breites Spektrum der Beziehung des Sakralen zum Komischen gezeigt werden, wobei der Band besonders von der nicht nur disziplinären Vielfalt der Ansätze profitiert, die in konkreten Einzeluntersuchungen zum Teil Grundlagenarbeit leisten.

Rabea Bockwyt, Bochum

Ulrike HASCHER-BURGER, Singen für die Seligkeit. Studien zu einer Liedersammlung der Devotio moderna: Zwolle, Historisch Centrum Overijssel, coll. Emmanuelshuizen, cat. VI. Mit Edition und Faksimile (Brill's Series in Church History 28). Leiden/Boston, Brill 2007.

Der vorliegende Band untersucht eine handschriftliche Liedersammlung der Devotio moderna aus dem Fraterhaus St. Gregorius in Zwolle und bietet eine Edition der Gesänge sowie ein s/w-Faksimile der Handschrift. Die aus dem späten 15. Jh. stammende Sammlung

umfasst 25 einstimmige lateinische Lieder, deren Überlieferung sich auf den engeren Kreis der Devotio moderna im niederländisch-niederdeutschen Raum beschränkt. Die Melodien dazu wurden meist von lateinischen Hymnen übernommen. Die Handschrift ist mit einem Druck von ‚De spiritualibus ascensionibus‘ von Gerard Zerbolt van Zutphen, einer der einflussreichsten Schriften der frühen Devotio moderna, zusammengebunden.

Die Studie beginnt mit einer vorbildlich zu nennenden detaillierten Handschriftenbeschreibung, die eine Untersuchung der Schreiberhände und der Fleuronnée-Initialen miteinbezieht. Daran schließen sich ausführliche Kapitel zur Überlieferung der Gesänge, zum Inhalt der Liederhandschrift und zur Thematik der Lieder an. Von besonderem Erkenntniswert für ein interdisziplinäres Publikum sind die beiden folgenden Kapitel über die Funktion der Gesänge im Rahmen der Frömmigkeitskultur der Devotio moderna. Dabei geht die Autorin auch auf die Randnotizen im beigegebenen Druck ein. Diese ordnen die dort beschriebenen Meditationen einzelnen Tagen und Tageszeiten zu. Die Reihenfolge der Meditationen im Wochenrhythmus passt thematisch zur Reihenfolge der Lieder in der Handschrift, so dass von einem engen Zusammenhang der Lieder mit den täglichen Meditationsübungen auszugehen ist.

Die Edition der Gesänge ist übersichtlich gestaltet. Es wäre jedoch benutzerfreundlicher gewesen, den Kommentar mit Angaben zu vorhandenen Editionen und Literatur sowie zur Herkunft der Melodie statt in den Anhang direkt unter die Liededition zu setzen. Der Platz dazu wäre vorhanden gewesen. Am Schluss des Buches befinden sich umfassende Register (Incipit-, Namen-, Orts- und Sachregister), die dem Benutzer die Arbeit mit dem Band sehr erleichtern.

Derartige einstimmige Musik war im Spätmittelalter weitaus verbreiteter als die von der heutigen Musikgeschichtsschreibung favorisierte Mehrstimmigkeit professioneller Musiker. Die Autorin, eine ausgewiesene Kennerin der Devotio moderna, macht mit dem vorliegenden Band eine Quelle aus einer bisher we-

nig beachteten musikalischen Kultur zugänglich und legt damit den Grundstein für weitere Forschungen.

Ute Evers, Augsburg

Das Heilige Grab in Gernode. Bestandsdokumentation und Bestandsforschung, unter Leitung v. Hans-Joachim KRAUSE u. Gotthard VOSS bearb. v. Rainer KAHSNITZ, Hans-Joachim KRAUSE, Gerhard LEOPOLD u. Roland MÖLLER. 2 Bde. u. Beilagen (Beiträge zur Denkmalkunde in Sachsen-Anhalt 3; Denkmäler deutscher Kunst). Berlin, Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft 2007.

In seinem fragmentarischen Zustand mit abgefallenen Putzflächen, baulichen Eingriffen und bilderstürmerischen Zerstörungen ist das Heilige Grab in Gernode ein dankbares Objekt für zerstörungsfreie Untersuchungen, wie sie jetzt durch Restaurierungswissenschaftler, Bauforscher und Kunsthistoriker abgeschlossen und in Maßstäbe setzender Weise publiziert worden sind. Der Textband umfasst die Beschreibung des Bestands, eine kritische Aufarbeitung der Quellen, die restauratorische Befunderhebung an jeder einzelnen Wand, den Gewölbetropfen und am Fußboden sowie deren Auswertung. Er enthält ferner die epigraphische Analyse neu entdeckter Inschriften, die Ergebnisse der Bauforschung, die in eine Baugeschichte münden, die kunsthistorische Einordnung und Datierung der Einzelformen und Stuckplastiken, und endet mit einem Kapitel zu den Resten der letzten, spätgotischen Ausmalung der Grabkammer. Auf 26 Farb- und 143 s/w-Tafeln dokumentieren die Fotografen G. Preuß und R. Ulbrich den Ist-Zustand 2000/01, dazu kommen die photogrammetrisch-zeichnerische Dokumentation und historisches Bild- und Planmaterial. Auf 37 Beilagen sind die 1998/99 erhobenen Befunde zur Oberflächen- und Materialuntersuchung farbig kartiert.

Im Ergebnis trennt eine relative Chronologie fünf Phasen, die auf eine Arkosolnische folgen, welche bei der Erbauung der Kirche

in der südlichen Seitenschiffwand eingerichtet worden war. In ihrer östlichen Laibung war ein Engelrelief anstuckiert, das wohl auch ein Gegenüber hatte. Die ursprüngliche Anlage datiert H.-J. Krause mit Hilfe der Zungenblattkapitelle in die Zeit um 1000 (statt bald nach dem Baubeginn der Kirche 961). Es müssen allerdings zu viele Referenzbeispiele umdatiert werden (Quedlinburg, Essen, Gandersheim), um dies ausreichend begründen zu können.

In Phase 1 wurde eine quadratische Grabkammer durch Anbau dreier, an der Innenseite ausgenischter Wände gebildet und mit einem achtseitigen Klostergewölbe geschlossen sowie eine östliche Vorkammer durch Aufstellen einer Wand zwischen Grabkammer und Vierungspfeiler hergerichtet. Über breit angelegte Stilvergleiche, die H.-J. Krause für die architektonischen Dekorformen, R. Kahsnitz für die figürliche und vegetabile Stuckplastik geleistet hat, kann diese Maßnahme in die Zeit um 1090 gesetzt werden. In der 2. Phase wurde ein großer Sarkophag, von dem noch die Bodenplatte in situ erhalten ist, vor dem Zugang in der Nordwand der Grabkammer aufgestellt und dieser vermauert. Ein Gipsfußboden mit inkrustierten Plättchen, teils aus Marmor, wurde verlegt. Nicht nur flankieren den Sarkophag zwei neu angetragene Stuckengel, auf den Putz der ehemaligen Zugangsnische wurden zwei Engel aufgemalt, die das Leichentuch Christi vorweisen, während die ottonischen Engelsreliefs im Arkosol abgehackt wurden. Als Grund für diese (und weitere) Umgestaltungen werden Änderungen in der Liturgie vermutet. Dagegen steht die 3. Phase um oder bald nach Mitte des 12. Jh. (nicht: um 1130) im Zusammenhang mit den bekannten Umbauten an der Kirche selbst. Beim Einbau der Empore im südlichen Querhaus musste der Scheidbogen zur Vorkammer geschlossen werden. Gleichzeitig ermöglichte der Einbruch einer großen Bogenöffnung auf Emporenniveau den Kanonissen die Sicht auf das Heilige Grab. Die äußere Mauerschale der Südseitenschiffwand wurde neu errichtet, doch die innere Mauerschale (bis in maximal 5 m Höhe) erhalten: Nach Abbruch der Langhaus-

emporen hatte man offenbar einen derart riskanten Eingriff in ein zweischaliges Mauerwerk wagen können. Die Erneuerung des Portals zwischen Vor- und Grabkammer fällt in eine 4. Phase um 1170, in der auch der Kreuzgang neu errichtet wurde. Die 5. Phase beschränkt sich auf Putzausbesserungen und eine Neuausmalung des Inneren der Grabkammer in den 1480er Jahren.

In der ikonographischen Analyse erklärt R. Kahsnitz, inwiefern die Bildausstattung den sog. Typ III der Osterspiele (mit „Noli me tangere“) rezipiert, der in Gemrode in einer Handschrift von 1502 überliefert ist. Den bisher nicht befriedigend gedeuteten Bischof mit dem christushaften Kopf nimmt er vom Osterprogramm aus und bietet als Hypothese an, dass der Bischof von Halberstadt dargestellt sei und die Figur bis ins 12. Jh. am alten Westwerk angebracht gewesen sein könnte. Der restauratorische Befund R. Möllers besagt allerdings, dass die Figur von Anfang an für ihren heutigen Platz vorgesehen war (genauer: dass der primäre Wandputz der Nische auf die Aufstellung der Figur Rücksicht nimmt) und in der 2. Bauphase, als man den Sarkophag vor die Nordwand stellte, ein wenig zu diesem hin gedreht wurde.

Nicht alle Fragen konnten also geklärt werden, und neue Stellen sich erst jetzt. Dank der vorliegenden Publikation sind sie endlich vor einem breiten Befundhorizont zu diskutieren.

Christian Forster, Halle a. d. Saale

Heinz-Dieter HEIMANN, Klaus NEITMANN, Winfried SCHICH mit Martin BAUCH, Ellen FRANKE, Christian GAHLBECK, Christian POPP u. Peter RIEDEL (Hgg.), Brandenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte und Kommenden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. (Brandenburgische historische Studien 14). Berlin, be.bra 2007.

Das „Brandenburgische Klosterbuch“ fügt sich in eine durch viele Brüche gezeichnete Forschungstradition der brandenburgischen Landesgeschichte ein, die auf große Editions-

projekte (Riedel, Codex, 41 Bde., 1838–69), kirchenhistorisch orientierte Werke wie die „Germania Sacra“ oder kunstgeschichtliche Reihen wie die „Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg“ zurückblicken kann. Für das Klosterbuch griffen die Herausgeber auf diese Vorarbeiten und jüngere Einzelstudien zurück; ihnen gelang es, viele Autoren der neueren Studien für dieses Projekt zu gewinnen, darunter Historiker, Kunsthistoriker, Bauforscher, Archäologen, Archivare, Theologen u. a. m. Dadurch leistet das Klosterbuch mehr als nur eine überblicksartige Zusammenfassung. Es setzt neue Forschungsmaßstäbe für die brandenburgische Kirchengeschichte aufgrund des starken, für Brandenburgs Klostersgeschichte bisher wohl nur in Einzelfällen erbrachten interdisziplinären Zugangs.

Als Vorbild für die Gliederung der Beiträge zogen die Herausgeber das „Westfälische Klosterbuch“ (hrsg. v. Hengst, 3 Bde., 1992–2004) heran, das im Gegensatz zu den weit weniger gegliederten Klosterbüchern zur württembergischen Geschichte (hrsg. v. Zimmermann u. Priesching, 2003) und zur Geschichte der „Frauenklöster im Rheinland und in Westfalen“ (hrsg. v. Kier u. Gechter, 2004) Informationen zu wissenschaftlichen Arbeiten mehr Platz einräumt. Das „Brandenburgische Klosterbuch“ gliedert sich in einen essayistischen, einen lexikographischen und einen bibliographischen Teil. Den lexikographischen Teil machen neun Hauptgruppen aus, die weit über ein rein geschichtswissenschaftliches Erkenntnisinteresse hinausreichen, wie zum Beispiel Punkt 6 zur Bau- und Kunstgeschichte der Klöster zeigt.

Eine große Herausforderung für die Herausgeber stellte zweifelsohne die Auswahl der Klöster dar. Dem Klosterbuch wurde die Mark Brandenburg in ihren Grenzen am Ausgang des 15. Jh. zugrunde gelegt, einschließlich der heute nicht zu Brandenburg gehörenden Alt- und Neumark, dem Herzogtum Crossen in Niederschlesien und der Niederlausitz. Mit der Entscheidung, bei der Klosterauswahl auf eine historisch gewachsene Landschaft zurückzugreifen, folgen die Herausgeber einem nicht

unüblichen Verfahren, wie das unvollständige „Schlesische Klosterbuch“ (in Einzelbeiträgen im „Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau“ nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen) und das „Westfälische Klosterbuch“ belegen. Für Brandenburg, dessen Klöster im 16. Jh. weitgehend säkularisiert wurden, ist das durchaus angebracht, bedarf aber ordnungsgeschichtlicher Orientierung, die vom Fribourger Historiker Hans-Joachim SCHMIDT übernommen wurde. Mit dem zweiten vorangestellten Beitrag, erarbeitet vom emeritierten Berliner Historiker Winfried SCHICH, über Höfe nichtbrandenburgischer Klöster – vor allem zisterziensischer „Ferngrangien“ – werden die Bezüge von geistlichen Orden über die Grenzen der Landesherrschaft ebenfalls deutlicher. Die vielen Neuerkenntnisse zur Bau- und Kunstgeschichte in den Einzelbeiträgen finden im einleitenden Teil leider keine Berücksichtigung.

Zu den hoffentlich wegweisenden Verdiensten gehört die Ausstattung des „Brandenburgischen Klosterbuchs“ mit Bild- und Kartenmaterial, das in dieser Weise einzigartig ist. Wo es den Autoren möglich war, trugen sie historische Abbildungen, Siegel und Situationspläne zusammen, die durch eigens erarbeitete Besitzkarten und Grundrisse ergänzen finden. Da viele Abbildungen vorher noch nicht publiziert wurden, stellt das Klosterbuch einen reichen Fundus an Material für Wissenschaftler verschiedenster Disziplinen zusammen, der vergleichende Studien möglich macht. Die Herausgeber übertreiben sicher nicht, wenn sie die Karten als das „Gesicht“ des Klosterbuchs bezeichnen (11). Es sind unter anderem diese zahlreichen Abbildungen, die es tatsächlich schaffen, eine Brücke vom wissenschaftlich arbeitenden Nutzer zum historisch interessierten Publikum zu schlagen. Diese Doppelfunktion, die aufgrund der Detailfreude in manchem Beitrag zum Spagat wurde, haben die Herausgeber verstanden zu erfüllen. Daher kommen sie ihrem Ziel sicher näher, „eine nahezu vergessene historische Kulturlandschaft neu zu vergegenwärtigen“ (7), zumal das unter Federführung des Mittelalterhis-

torikers Heinz-Dieter Heimann (Potsdam) entstandene Klosterbuch nur ein Beitrag von vielen in der jüngeren Vergangenheit ist, um das in der Öffentlichkeit lange Zeit vernachlässigte mittelalterliche Brandenburg vor Augen zu führen.

Mario Müller, Innsbruck

Eduard HLAWITSCHKA, Die Ahnen der hochmittelalterlichen deutschen Könige, Kaiser und ihrer Gemahlinnen. Ein kommentiertes Tafelwerk. Bd. 1: 911–1137. 2 Teile (MGH Hilfsmittel 25.1/2). Hannover, Hahnsche Buchhandlung 2006.

Von einem nützlichen Hilfsmittel ist zu berichten: Auf 32 Tafeln werden, soweit ermittelbar, die Ahnen aller Könige und Kaiser des Reiches sowie ihrer Gemahlinnen von Konrad I. und Kunigunde an bis hin zu Lothar von Supplinburg und Richenza verzeichnet, und zwar bis in die fünfte Vorfahrgeneration hinein, so dass auf jeder Tafel, wenn alle Aszendenten bekannt wären, einschließlich des entsprechenden Herrschers oder seiner Gemahlin insgesamt 63 Namen ständen. Dies kommt freilich in keinem einzigen Fall vor. Da jedoch jede Tafel – gleichsam als Gerüst der genealogischen Pyramide – das gleiche Vorfahrschema enthält und damit für jeden Ahnen (gleichgültig, ob bekannt oder nicht) einen Platz aufweist, lässt sich schon auf den ersten Blick erfassen, wie dicht die Kenntnis über die Vorfahren der einzelnen Herrscher und Herrscherinnen ist. Manche Tafeln sind nahezu leer wie bei den Gemahlinnen Konrads I. und Heinrichs I. (Tafel II, IV und V), andere wie die der späteren Salier weisen dagegen nur noch wenige freie Stellen auf. Die Eintragungen in Kursivschrift kennzeichnen dabei Zuweisungen, die nicht als völlig gesichert, wohl aber als äußerst wahrscheinlich gelten dürfen. Schon diese schematische Zusammenstellung allein wäre verdienstvoll, doch werden – und dies ist besonders wertvoll – in einem eigenen, gut 700 Seiten umfassenden Band die Belege für die familiären Zuordnun-

gen zusammengetragen. Bei den unstrittigen Familienbeziehungen werden die zentralen Quellen angeführt, bei den unsicheren darüber hinaus die Überlegungen, die zu einer bestimmten Zuweisung führen. Schließlich werden auch noch die unsicheren Hypothesen und bloßen Spekulationen abgehandelt, die freilich keinen direkten Eingang in das genealogische Schema des betreffenden Herrschers oder seiner Frau finden, auf die aber dort, wo der Eintrag zu erwarten wäre, wenn die hypothetischen Erwägungen zutreffend wären, verwiesen wird durch die Ziffer, unter der die Erörterung im Kommentar zu finden ist. Am Ende ist damit nach jahrzehntelanger geduldiger Arbeit ein umfängliches Nachschlage- und Orientierungswerk vorgelegt worden, das den Mediävisten ebenso wie den Genealogen und Rechtshistorikern von unschätzbarem Wert sein wird bei Fragen über genealogische Zusammenhänge im europäischen Kontext. Natürlich wird sich – das liegt in der Natur der Sache ebenso wie am Charakter der wissenschaftlichen Genealogie – bei den zum Teil heftig umstrittenen Problemen der Verwandtschaftsbeziehungen Widerspruch gegen die eine oder andere vorgetragene Ansicht erheben, aber das schmälert die Nützlichkeit der materialreichen Grundlagenarbeit nicht. Es bleibt nur zu hoffen, dass der angekündigte zweite Band, der die Jahre von 1138 bis 1250, also die staufische Epoche, umfassen und weitere 28 Tafeln enthalten wird, so rasch erscheinen kann, wie dies vom Vf. geplant ist.

Franz-Reiner Erkens, Passau

Johannes LAUDAGE u. Yvonne LEIVERKUS (Hgg.), *Rittertum und höfische Kultur der Stauferzeit* (Europäische Geschichtsdarstellungen 12). Köln/Weimar/Wien, Böhlau 2006.

Der von Johannes Laudage und Yvonne Leiverkus herausgegebene Sammelband ist das Ergebnis einer Tagung, die am 2. und 3. Juni 2005 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf stattfand. Der Buchtitel ist Programm:

Insgesamt zwölf Beiträge beschäftigen sich mit dem angerissenen Themenspektrum; ein Vorwort der Herausgeber und eine bilanzierende Zusammenfassung durch Thomas ZOTZ komplettieren den Band.

Einführend behandelt Johannes LAUDAGE „Rittertum und höfische Kultur der Stauferzeit“ anhand soziostruktureller und geistesgeschichtlicher Leitlinien. Die sodann folgenden Beiträge lassen sich drei Komplexen zuordnen: Erstens betreffen sie die Frage nach einem angemessenen Ansatz zur Analyse der Handlungsmotivation Friedrich Barbarossas („Ehre“ gegen „Rationalismus“), zweitens Hofstudien in personeller, struktureller und ökonomischer Perspektive und drittens Studien zur Hofkultur und zur ritterlichen Kultur.

Zum ersten Bereich vermittelt Knut GÖRICH in seinem Beitrag „Die ‚Ehre des Reichs‘ (*honor imperii*)“ einen konzisen, aber auch viele Perspektiven einschließenden Überblick jenes in den letzten Jahren vieldiskutierten „Forschungsproblems“. Auf den ersten Blick als Kontrapunkt erscheint der militärhistorisch orientierte Beitrag von Johannes LAUDAGE „Rittertum und Rationalismus“. Letztlich dominiert jedoch der Eindruck, dass sich beide Positionen keineswegs widersprechen, sondern eher die berühmten zwei Seiten einer Medaille kaiserlichen Verhaltens bilden.

In der Gesamtheit decken die Beiträge des zweiten Themenbereichs praktisch alle „klassischen“ Herangehensweisen an das Phänomen Hof ab: Erneut eröffnet Johannes LAUDAGE den Reigen mit seiner knappen, aber manche Denkanstöße beinhaltenden Skizze zum „Hof Friedrich Barbarossas“, während sich Theo KÖLZER dem „Königshof im normannisch-staufischen Sizilien“ widmet, jedoch darüber hinausgehend auch die – geradezu die Züge eines „Orwell’schen Überwachungsstaates“ annehmende – süditalische Herrschaftsorganisation umreißt. Werner RÖSENER beschäftigt sich hingegen mit den „wirtschaftlichen Grundlagen“ der ritterlichen höfischen Kultur und kann ebenso wie Jens ULLRICHS „Randnotizen zum Tafelgüterverzeichnis“ den Blick auf jenes so fundamental wichtige, in

letzter Zeit etwas vernachlässigte Forschungsfeld der Mediävistik lenken.

In den dritten Themenbereich leitet der Text von Alheydis PLASSMANN über, die aus der „Sicht von außen“ auf die „Höfische Kultur in Frankreich“ blickt, wobei insbesondere der königliche Hof im Fokus steht, dem weniger Glanz und Reichtum als vielmehr moralische Überlegenheit zugeschrieben worden seien. Im Band folgen der literaturwissenschaftlich vorgehende Beitrag von Barbara HAUPT zum „höfische[n] Ritter in der mittelhochdeutschen Literatur“ und der knappe, aber mit einem umfangreichen Abbildungsteil ausgestattete Artikel von Yvonne LEIVERKUS zum „äußere[n] Erscheinungsbild des staufischen Ritters“. Beide Autorinnen ziehen einen tiefen Querschnitt durch das von ihnen behandelte Themenspektrum, während die hieran anschließenden Texte von Jan KEUPP zu verhöflichten Kriegerern und dem „Prozess der Zivilisation‘ am stauferzeitlichen Hof“ und derjenige Gerhard LUBICH zum „Tugendadel“ eher längsschnittartig die Dynamik der Interaktion soziologischer und geistesgeschichtlicher Phänomene im Zeitverlauf in den Blick nehmen. Bricht Keupp eine Lanze für (einen kritisch hinterfragten) Elias, so sieht Lubich im „Tugendadel“ letztlich die „Summe ursprünglich anders intendierter Handlungen“, sodass von einer wie auch immer gearteten „Instrumentalisierung“ – etwa der *militia Dei* oder des *miles christianus* durch die (Reform-)Kirche – nur höchst eingeschränkt die Rede sein könne.

Somit bietet der Band zum Thema einen anregenden, interdisziplinären Überblick auf der Höhe der Zeit.

Stefan Burkhardt, Heidelberg

Volker LEPPIN, *Die Christliche Mystik* (C. H. Beck Wissen). München, C. H. Beck 2007.

Der Vf. hat sich die Aufgabe gestellt, der christlichen Mystik ein klares Profil zu geben, abgehoben von sich eher in diffusem Licht präsentierenden esoterischen Selbstheilungserfahrungen wie auch fernöstlichen Impulsen.

Nach einer Einleitung, die in sehr dichter Weise den Problemhorizont des Themas präsentiert, durchmisst der Vf. die fast 2000-jährige Geschichte des Christentums im jeweils exemplarischen Aufweis der theologischen Profile der Persönlichkeiten, in deren Denken und Werk sich „Christliche Mystik“ in je eigener Prägung Ausdruck verschafft. Bringt das II. Kapitel („Christus in uns: Grundlagen in der Bibel und den ersten Jahrhunderten des Christentums“) vor allem paulinische, gnostische und markante Aussagen der alexandrinischen Theologie zur Geltung, stellt sich das III. Kapitel unter dem Thema: „Das ‚überlichte Dunkel‘: Christlicher Neuplatonismus bei Pseudo-Dionysius Areopagita“ die Aufgabe, jene Kerngedanken vorzustellen, die unter dem Namen des Dionysius Areopagita eine breite Nachwirkung gehabt haben. So findet der Leser hier nicht nur eine präzise Begriffsbestimmung von „Mystik“ (34), sondern zugleich auch einen vertieften Zugriff auf das Problempotenzial, das einer sich unmittelbarer Gotteserfahrung öffnenden Innerlichkeit zu eigen ist, auch wenn diese Frömmigkeit liturgisch-kirchlich eingebunden bleibt. Nüchtern fasst der Vf. hier zusammen, dass bis ins hohe Mittelalter die Liturgie „wahrgenommen wurde [...] als eine irdische Wirklichkeit, in der die himmlisch-jenseitige Realität präsent war. Bibel und Liturgie, kirchliche Hierarchie und Kirchenbau bildeten so Orte der Begegnung zwischen Immanenz und Transzendenz“ (39). – Einem kenntnisreichen Blick nach Osten (Kap. IV „Taborlicht und Jesusgebet: Mystik zwischen Neuplatonismus und Askese in der östlichen Christenheit“) ist der Blick „nach Westen“ zur Seite gestellt. Hier beheimatet der Vf. den Leser in der Spiritualität des frühen Mittelalters, die die entscheidenden Impulse von den Orden erhalten hat (Kap. V „Die ‚Lehrmeisterin Erfahrung‘: Monastische Mystik im Westen“). Bernhard von Clairvaux, als „Zentralgestalt des 12. Jahrhunderts“ konturiert, nimmt hier mit seiner „Hoheliedmystik“ eine herausragende Stelle ein, gefolgt von Hugo von St. Viktor und Hildegard von Bingen, wobei der Vf. darauf verweist, dass die

letztenannte als „Prophetin, nicht Mystikerin“ eine eigengeprägte Persönlichkeit auch in Bezug auf die Mystik ist. Das folgende VI. Kapitel („Gottes ruof an alle: Auf dem Weg zu einer weltlichen Mystik in der Christenheit des Westens“) bietet eine vergleichende Betrachtung sehr unterschiedlicher Persönlichkeiten, etwa Franz’ von Assisi, Bonaventuras, der Beiginen, Mechthilds von Magdeburg, Marguerites Porete und etwas ausführlicher des Meisters Eckhart und der Oberrheinischen Mystik.

Das abschließende VII. Kapitel („Einheit jenseits der Vielfalt? Das Fortleben der Mystik in den drei christlichen Familien“) formuliert eine bemerkenswerte Anfrage an den aktuellen Umgang mit christlicher Mystik. Die Darstellung ist mit Wertung verknüpft: Der Forderung einer Aufarbeitung von Ideologisierung tritt ein eher visionärer Blick auf das die christlichen Konfessionen einende Potenzial der Mystik – hier in ausdrücklichem Anklang an Karl Rahner – zur Seite.

Der kompakte Band fügt sich einer Reihe ein, die sich einem anspruchsvollen Leserkreis verpflichtet weiß, der sich nicht auf eine wissenschaftliche Fachdisziplin beschränkt. Der Vf. löst mit seiner Studie nicht nur überzeugend das von ihm selbst formulierte Ziel ein; er regt das binnen theologische Gespräch ebenso an, wie er gerade auch dort den Diskurs zwischen der Philosophie und der Kirchengeschichte herausfordert, wo er in nüchterner Recherche die Aktualität jener philosophischen Implikationen benennt, ohne deren Kenntnis weder die konkrete Form des christlichen Glaubens und seiner Ausformung im fixierten Credo des 5. Jh. noch dessen theologische wie geistliche Durchdringung bis in die Neuzeit hinein verstehbar ist. Der dem Vf. vorgegebene Umfang führt zwar zu misslichen thematischen Einschränkungen: Teresa von Ávila, Johannes vom Kreuz, Johannes Tauler oder auch Jacob Böhme werden dem Leser lediglich kurz präsentiert. Des unbeschadet hat Volker Leppin hier ein Buch vorgelegt, das zum „Durchlesen“ ebenso einlädt wie zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem, was „die christliche Mystik“ an Wissen, tiefschürfen-

dem Nachdenken und grenzensprengender geistlicher Erfahrung zusammenbindet. Diesem Band ist ein breiter Leserkreis sehr zu wünschen.

Wendelin Knoch, Bochum

Volker LEPPIN, *Theologie im Mittelalter (Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen I/11)*. Leipzig, Evangelische Verlagsanstalt 2007.

Wenn ein evangelischer Kirchenhistoriker eine Darstellung der Theologie im Mittelalter unternimmt, verdient das allemal Beachtung. Wer allerdings in den einstmalig gängigen Bahnen einer „Vorgeschichte der Reformation“ oder in einer sich auf Luther berufenden Ablehnung der „Scholastischen Theologie“ denkt, wird hier angenehm enttäuscht. Gegenüber dem systematisch-theologischen Zugang im Sinne einer Dogmengeschichte (Abendmahlsstreite, Gnaden- und Rechtfertigungslehre) wird hier bewusst ein historischer gewählt: Theologie ist zu verorten in der konkreten historischen Situation. Dass im Rahmen der Reihe, die sich primär an Studierende der Evangelischen Theologie wendet, auf 181 Seiten (davon 18 Seiten Quellen und Literatur) vieles nur kurz abgehandelt werden kann, versteht sich von selbst; ebenso, dass sich hier manches findet, was auch in anderen Darstellungen der mittelalterlichen Theologie nachzulesen ist.

Die historische Einbettung und der eigene methodische Ansatz zeigen sich daher mehr in den Gliederungsprinzipien und Reflexionen des Bandes, ausgehend von den „Instanzen der Traditionswahrung und -durchdringung im frühen Mittelalter: Bischöfe, Mönche und der Hof der Karolinger“ (Kap. 1, 37–53) über die „beginnende Professionalisierung der akademischen Weltwahrnehmung (1050–1200)“ (Kap. 2, 54–95) bis zu den „Anfänge[n] der Universitätstheologie und Bestimmung des Verhältnisses zu Aristoteles (1200–1277)“ (Kap. 3, 96–127). Dass mit 1277 eine Zäsur eintritt und dann „Neue Wege der Theologie im 14. Jahrhundert (1300–1350)“ (Kap. 4, 128–159) beschritten werden, die schließlich

in einen eher summarischen Überblick über „die Vielgestaltigkeit der Theologie in den pluralen Kontexten des langen 15. Jahrhunderts (1350–1500)“ (Kap. 5, 160–179) münden, hängt keineswegs mit einer Überschätzung der Verurteilungen eines hier als „konsequent“ apostrophierten Aristotelismus von 1277 zusammen. Vielmehr werden ab Meister Eckhart und Duns Scotus in der „Immediatisierung des Gottesbildes“ und der „neuen Frage nach der Gnade“ (Gregor von Rimini, Thomas Bradwardine) jene Themen virulent, die als Hintergrund reformatorischer Fragestellungen für die evangelische Theologie von besonderem Interesse sind. Zugleich zeichnen sich neue Handlungsfelder der Theologen in Laienpredigt und „Politikberatung“, aber auch in den „nationalen Kontexten“ Englands und Böhmens (Wyclif, Hus) ab. Diese historische Einbindung mittelalterlicher Theologie öffnet sie zugleich interdisziplinären Zugängen, aber auch historischen Deutungen einzelner Lehren, z. B. Anselms Inkarnationslehre auf dem Hintergrund feudaler Rechtsfiguren (72–76).

Die „quellennahe“ Darstellung mittelalterlicher Theologie sieht sich aber auch im ökumenischen Kontext der Gegenwart: „Die Beschäftigung mit dem Mittelalter ist gewissermaßen die diachrone Realisierung des für das heutige Theologieverständnis so wichtigen synchronen ökumenischen Gesprächs“ (34). Deshalb kann man dem Band nur viel Aufmerksamkeit auch jenseits konfessioneller und fachlicher Grenzen wünschen.

Ulrich G. Leinsle, Regensburg

Charles Mériaux, *Gallia irradiata. Saints et sanctuaires dans le nord de la Gaule du haut Moyen Âge* (Beiträge zur Hagiographie 4). Stuttgart, Franz Steiner 2006.

Die interdisziplinäre Dokumentation der frühmittelalterlichen Sakraltopographie ist ein Forschungsansatz, der seit den 1980er Jahren vor allem durch Nancy Gauthier initiiert und betrieben wurde. Seit 1986 erscheinen die mus-

tergültigen Bände der „Topographie chrétienne des cités de la Gaule des origines au milieu du VIIIe siècle“. Der jüngste (14.) Band zur Kirchenprovinz Reims ist von Charles Mériaux mitbearbeitet worden. In seiner Dissertation (Lille III, 2002), die nun gedruckt vorliegt, untersucht er die Christianisierung und Heiligenverehrung in den vier *civitates* der Atrebatens, Menapien, Morinen und Nervier: „la mise en place d’un véritable paysage religieux“. Mériaux geht dabei in drei Schritten vor. Gestützt auf Forschungen von A. Dierkens, M. Heinzelmann u. a., dokumentiert er die Situation im 7. Jh. und verfolgt die Etappen der Integration der nordgallischen Gebiete in das politische Gefüge des Frankenreichs. Die Einrichtung kirchlicher Institutionen, die mit der räumlichen Definition von Diözesen im Verlauf des 9. und 10. Jh. unter die Kontrolle des Ortsbischofs kommen, erscheint als Grundsteinlegung der religiösen Physiognomie der Bistümer Arras, Tournai, Thérouanne und Cambrai. Dabei kann der Autor die Prozesse, die zur Etablierung einer Struktur aus Kirchen und religiösen Gemeinschaften führen, regional differenzieren. So kommt die maßgebliche Funktion bei der „implantation d’un réseau de sanctuaires“ in der Diözese Cambrai dem Bischof zu, während im Bistum Thérouanne, auch durch die Unterstützung der Grafen von Flandern, das Kloster Sithiu sich als zentraler Ort erweist. Chronologische Abstufungen kann der Autor bei seinen Beobachtungen leider nur sehr begrenzt vornehmen, was er selber mit Hinweis auf die Quellensituation auch mehrfach anmerkt. Der dritte Abschnitt ist methodisch am interessantesten. Hier wird auf der Basis einer systematischen Auswertung der hagiographischen Quellen die Entstehung der Heiligenverehrung in Nordgallien untersucht, das, wiewohl im geographischen Abseits, in der Formulierung des Chronisten von St-Vaast zu Beginn des 11. Jh. Teil der *Gallia irradiata*, im Glanz seiner Reliquien war. Der Autor untersucht die überlieferten Formen von heiligmäßigem Leben der ersten Generationen und die christliche Erinnerungskultur in Verbindung mit den Grabmälern und Reliquien. Die

Perspektive, die die Entwicklung des Heiligenkults und die Problematik hagiographischer Konstruktionen an die materiellen Orte der Verehrung rückkoppelt, macht den Wert dieser Arbeit aus. Zu deren Ergebnissen zählt die Feststellung, dass in der Frühzeit die Heiligenverehrung von den nordgallischen Bischöfen geradezu neu erfunden werden musste, während sich für die Karolingerzeit Gemeinsamkeiten Flanderns mit Sachsen beobachten lassen.

Besonders erwähnenswert und überaus nützlich sind die zwei Anhänge, die einen Katalog aller bekannten oder durch den Autor erschlossenen Kirchen an 218 Orten in den vier behandelten Diözesen (104 S.) und ein hagiographisches Dossier aller verwendeten Texte (27 S.) zur Verfügung stellen. Auch ohne dieses wird die gründliche Quellenkenntnis des Autors deutlich, der ein unverzichtbares Instrument für die Beschäftigung mit Nordgallien im Frühmittelalter und darüber hinaus geschaffen hat. Die wichtigsten Positionen sind in einer sechsseitigen Zusammenfassung auf deutsch resümiert.

Jens Schneider, Limoges

darauf Böhmen-Mähren, Österreich, Bozen, Elsass-Burgund, Thüringen und Sachsen, Lothringen, Koblenz, Marburg, Westfalen und Franken. Daran schließt sich die Beschreibung der Konsolidierung der Herrschaft des Ordens im preußisch-baltischen Raum an. Im zweiten Teil wird als Schwerpunkt die Geschichte der einzelnen Gebiete (Preußen, Alt-Livland, das Reich und der Mittelmeerraum) dargestellt und zwar nach dem Schema: Stellung der jeweiligen Meister, die regionale Verwaltung und Beziehungen zu Nachbarländern. Im dritten Teil werden der Niedergang in Preußen und im Baltikum sowie die Balleien im Deutschen Reich und dem Mittelmeerraum im 15. Jh. untersucht, vor allem im Hinblick auf ihre Strukturen.

Das Buch zeigt durch Anmerkungen und Literatur den neuesten Forschungsstand. Gutes Kartenmaterial und Abbildungen sowie ein kurzes Glossar und Stichwortverzeichnis runden den Band ab, der für den untersuchten Zeitraum in knapper aber tief schürfender Art und Weise die Geschichte des Ordens wiedergibt.

Ulrich Knefelkamp, Frankfurt a. d. Oder

Klaus MILITZER, Die Geschichte des Deutschen Ordens. Stuttgart, W. Kohlhammer 2005.

Das von einem Kenner der Ordensgeschichte vorgelegte Buch ist im wesentlichen in drei Teile gegliedert. Im ersten wird die Entstehung und Ausbreitung des Ordens im 13. Jh. ausführlich dargestellt, im zweiten steht die Blütezeit von 1309 bis 1410 im Blickpunkt, und im dritten wird der Niedergang im Baltikum von 1410 bis 1525/62 geschildert. Als kleines Anhängsel kann man einen vierten Teil mit Ausblick in die Neuzeit bezeichnen.

Nach einem Überblick über die Entstehung des Ordens wird die Entwicklung der einzelnen Balleien vorgestellt: zuerst die Balleien am Mittelmeer wie Apulien, Sizilien, Griechenland, Lombardei und Spanien sowie Güterkomplexe in Mittelitalien und Südfrankreich, dann folgen Niederlande und Utrecht,

Ulrich MÜLLER, Ingrid BENNEWITZ u. Franz Viktor SPECHTLER, Neidhart-Lieder. Texte und Melodien sämtlicher Handschriften und Drucke. 3 Bde. Berlin/New York, Walter de Gruyter 2007.

Die zahlreichen Lieder, die unter dem Namen Neidharts überliefert werden, bereiten der germanistischen Mediävistik seit den siebziger Jahren Unbehagen. Das Fach hat das für seine Editionen einst konstitutive Vertrauen auf die Unterscheidbarkeit „echter“ und „unechter“ Lieder verloren, die Konturen des Autors wurden blasser, das Nebeneinander verschiedener Fassungen und Versionen gewann eigenes Gewicht. Die in Forschung und Lehre verwendeten Ausgaben von Haupt und Wiessner veralteten zusehends, da sie nur einen mittlerweile beinahe willkürlich anmutenden Ausschnitt der Überlieferung zur Verfügung stellen.

Die neue Ausgabe besteht aus drei großformatigen Bänden mit insgesamt 1531 Seiten. Der erste Band bietet parallel alle Texte und Melodien der alten Pergamenthandschriften mit ihrer jüngeren Überlieferung. Band 2 versammelt die Texte und Melodien der jüngeren Papierhandschriften und der Drucke. Der letzte Band bringt Erläuterungen zu Überlieferung und Editionsprinzipien, Bibliographien, eine Diskographie sowie weitere Verzeichnisse und Konkordanzen. Die beiden Text- und Melodiebände sind ähnlich angelegt: Die überlieferten Fassungen werden möglichst nebeneinander ediert und erlauben so einen raschen Vergleich. Sind die Unterschiede gering und leicht rekonstruierbar, so werden sie bei den jüngeren Überlieferungszeugen nur im Apparat verzeichnet. In der Anordnung der Lieder haben die Herausgeber die Kriterien der älteren Ausgaben (Echtheit resp. Inhalt) nicht übernommen, sondern folgen auch hier der Überlieferung: in Band 1 der Riedegger Handschrift (R), ergänzt um die darin nicht enthaltenen Lieder der Handschriften B und C, ebenfalls in der überlieferten Reihenfolge; in Band 2 der Riedschen Handschrift (c), vermehrt um alle Lieder, die weder in den Pergamenthandschriften noch in c überliefert sind.

Die Texte halten sich unterschiedlich eng an die Handschriften. Die ältere Überlieferung wird stärker normalisiert als die jüngere. Es gibt keine metrisch begründeten Eingriffe oder Besserungen aufgrund von Konjekturen. Die Schreibungen der Handschriften und Drucke bleiben weitgehend erhalten, die oft schwer zu kategorisierenden Superskripte sind zum Teil vereinfacht. Der Wortlaut der neuen Ausgabe wirkt deutlich fremder als in den älteren Ausgaben mit ihrer idealisierten Orthographie des Mittelhochdeutschen, aber auch „echter“. Doch was soll dann noch die aller Überlieferung widersprechende Regulierung von *u* und *v* mit der unhistorischen Schreibung *und* oder, allerdings nur bei den Pergamenthandschriften, von *i* und *j* und eine Reihe ähnlicher Normalisierungen? So entstehen, begründet wohl durch die jahrzehntelange Entstehung der Edi-

tion, orthographisch hybride Texte, die uns der Handschrift nicht so nahe bringen, wie es heute wünschenswert wäre. Anders verhält es sich mit der Einführung einer benutzerfreundlichen Interpunktion, die der älteren Überlieferung in der Regel nur etwas hinzusetzt, ohne etwas Vorhandenes zu verändern.

Die Kommentare des dritten Bandes verzeichnen nicht nur die Lesarten der Handschriften und Drucke, sondern auch der bisherigen Ausgaben. Die stets angeschlossenen Erläuterungen zielen vor allem auf das Verständnis seltenerer Formen, Wörter und Wendungen, die meist aus den großen Wörterbüchern belegt werden. Handschriftenbeschreibungen, Register und Konkordanzen schließen das Werk ab.

Mit der Salzburger Neidhart-Edition ist nach dreißig Jahren ein Mammutprojekt der Altgermanistik zu einem von vielen lange ersehnten, monumentalen Ende gelangt. Es markiert zugleich den Anfang einer neuen Phase der Neidhart-Forschung, auf die man gespannt sein darf.

Ralf-Henning Steinmetz, Kiel

Sue NIEBRZYDOWSKI, *Bonoure and Buxum. A Study of Wives in Late Medieval English Literature*. Oxford u. a., Peter Lang 2006.

In ihrem Buch „*Bonoure and Buxum. A Study of Wives in Late Medieval English Literature*“ folgt die Autorin Sue Niebrzydowski Frauen des (hauptsächlich) 15. Jh. auf ihrem Weg von der heiratsfähigen Jungfer zum Hochzeitsfest, vom Bett der ehelichen Pflichten zu Geburt und Mutterschaft bis hin zum Alltag als Hausfrau. Die verschiedenen Etappen sind reichhaltig durch fiktive Literatur (besonders Chaucers Frauen) und nicht-fiktive Dokumente (z. B. die Paston-Briefe) illustriert. So schafft es die Autorin, die vielen, religiös geprägten (und vor allem von Männern verfassten) Vorgaben über das Leben einer Ehefrau mit der tatsächlichen Erfahrungswelt einer solchen zu kontrastieren. Gerade diese ständige Gegenüberstellung der männlichen Vorstellungswelt mit der weiblichen Lebens-

realität gibt einen interessanten Einblick in die verschiedenen Normen und kulturellen Gegebenheiten, die das Denken dieser Zeit (geschlechterspezifisch?) prägten.

In der Einleitung geht die Autorin auf die sich wandelnde Einstellung gegenüber der Ehefrau und der Ehe ab dem 12. Jh. ein. Von einer anfangs eher misogynen Auffassung (in der damaligen Literatur hauptsächlich durch die Missetaten von bösen Ehefrauen kolportiert) ändert sich diese, nicht zuletzt bestärkt durch die Vorbildfunktion der biblischen Ehefrauen, allen voran der hl. Anna, Stammutter einer wahrhaft heiligen Dynastie. Die Auswahl der Braut (und auch des Bräutigams), die Festsetzung von Mitgift und anderen Gaben, das Trauzeremoniell und die anschließende Hochzeitsfeier sind Themen des ersten und zweiten Kapitels. Innerhalb dieses zunehmend ritualisierten Prozesses wird auch der Einfluss der Kirche auf die Ehe immer deutlicher. Gerade bei der Eheschließung versuchte die Kirche ihre Vorstellungen durchzusetzen: Erst eine Trauung *in facie ecclesiae* verlieh einer Ehe vollen Rechtsstatus. Gleichzeitig wurde so die Braut gegen eventuelle „Rücktrittsgesuche“ des frisch angetrauten Gatten abgesichert. Im dritten Kapitel geht die Autorin auf die ehelichen Pflichten ein, die zu erfüllen beiden Ehegatten oblag. Dass das Trauversprechen „to be bonoure & buxum, in bed & at borde“ (74) unterschiedlich ausgelegt wurde, ist am Beispiel von May (aus Chaucers ‚Merchant Tale‘), Alison of Bath (Chaucers ‚Wife of Bath‘) und Margery Kempe ersichtlich. Besonders in diesem Kapitel tritt der Konflikt zwischen männlichen Vorstellungen von weiblicher Sexualität und den weiblichen Erfahrungen hervor. Dass eine Ehefrau den Status der Heiligkeit durch die Mutterschaft erreichen kann, stellt Sue Niebrzydowski im vierten Kapitel dar. So wirkt die Geburt zwar heiligend, dennoch muss sich die Frau verschiedenen Reinigungsprozessen unterziehen, um wieder Eingang in die Kirchengemeinde zu finden. Im fünften und letzten Kapitel wird das Wirken der Ehefrau in der häuslichen Sphäre thematisiert. Zwei Textbeispiele, ‚The

Wright’s Chaste Wife‘ (Adam of Cobsam) und die Noah-Pageants aus den Cycle-Dramen, verdeutlichen zwei Extreme: die arbeitssame Ehefrau und das widerspenstige Weib. In ihrem abschließenden Fazit betont die Autorin einmal mehr, dass Vorstellung und Realität oft schwer zueinander finden. So waren die Ansprüche an Ehefrauen schon damals hoch gesetzt, und selten wurden die Ehefrauen diesem Bild gerecht. Diese Diskrepanz hat sich im Laufe der Jahrhunderte nicht verringert – selbst heute finden wir tausendfache Anleitungen, wie frau Frau sein sollte und einen Ehemann findet und bindet. Tatsächlich bringt nur die männliche Phantasie ein Weib hervor, das „bonoure and buxum“ ist.

Kathrin Prielzel, Belfast

Angelica RIEGER (Hg.), Der Alexanderroman. Ein Ritterroman über Alexander den Großen. Handschrift 78.C.1 des Kupferstichkabinetts Preußischer Kulturbesitz Berlin. Wiesbaden, VMA Verlag 2006.

Die Berliner Handschrift 78.C.1 des Kupferstichkabinetts Preußischer Kulturbesitz (wohl 13. Jh.), deren 100 prachtvolle Miniaturen aus dem altfranzösischen Alexanderroman die Aachener Romanistin Angelica Rieger in einer ästhetisch überaus ansprechenden Ausgabe vorgelegt hat, enthält eine direkte Prosa-(Neu-)Übersetzung der ‚Historia de preliis‘ J₂ (HdP J₂), also einer interpolierten, wohl schon Ende des 11. Jh. in Italien entstandenen Fassung der (selbst auf eine griechische Vorlage zurückgehenden) ‚Nativitas et victoria Alexandri Magni‘ des neapolitanischen Archipresbyters Leo (Ende 10. Jh.). Die Herausgeberin folgt David Ross in der Vermutung, dass eine der französischen Übersetzung als Vorlage dienende Handschrift der HdP J₂ auch Lieferant des Bilderzyklus war, welcher ähnlich noch in zwei weiteren Handschriften des französischen Prosa-Alexander zu finden ist (London, British Library, Harley 4979; Brüssel, Bibliothèque Royale 11040), die zu den fünf frühesten, noch aus dem Ende des 13. Jh. stammenden

von insgesamt 19 Textzeugen gehören. (Hier hätte man sich einen Hinweis auf die Leipziger Handschrift der HdP J₂ [Stadtbibliothek Rep.II.4^o.143] gewünscht, die im späten 13. Jh. in Süditalien entstand und trotz eines unvollständigen und fehlerhaften Textes mit ihren 167 Miniaturen eben jenen Bildzyklus tradiert, der in der Berliner Handschrift auf ganz andere Weise realisiert wird; vgl. Kirsch [Hg.], *Das Buch von Alexander*, 1991.)

Die Präsentation der Bilder (über deren reale Größe man leider wenig erfährt) ist begleitet von einer zweisträngigen, durch unterschiedliche Schrifttypen auch äußerlich differenzierten Kommentierung: Erstens wird jeweils zu Kapitelbeginn sowie am Kopf der Folgeseiten der Handlungsverlauf referiert, was den Leser jeder Zeit auf dem Laufenden darüber hält, auf welches Geschehen sich die Illustrationen beziehen; dass als Gliederungsprinzip dieser Inhaltsangabe die Branchen der Verfassung dienen, obgleich die HdP und ihre Ableger eine solche Einteilung nicht kennen, verwundert nach den klugen Ausführungen der Herausgeberin über die Illustrationen als Indizien für den Medienwechsel des Textes aus der primären Mündlichkeit in die Schriftlichkeit und die damit verbundene lesende Rezeption (167). Zweitens wird zu jeder Abbildung eingangs eine Übersetzung der Rubrik abgedruckt sowie ein ausführlicher Bildkommentar geboten. Diese immer wieder mit Textzitaten unterfütterten, gelegentlich etwas flott formulierten Erläuterungen bringen die Bilder zum Sprechen, indem sie Details entschlüsseln, die nicht jedem Betrachter geläufig sein mögen. Informiert wird auch über Darstellungstraditionen und durch sie vermittelte Bedeutungen sowie über Bildgestaltungen, die gerade abseits solcher Traditionen große visuelle Kraft entfalten. Vielfach zeigen die Bildkommentare auch die historische Distanz auf, welche den Betrachter vom mittelalterlichen Autor und seinem Illustrator trennt, so etwa, wenn Alexanders – im Text nie kritisch profiliertes – Verhalten gegenüber den *Mirabilia* mit heutigen Moralvorstellungen konfrontiert wird.

Ein Essay am Schluss des Bandes stellt Alexander den Großen als historische Figur vor, gibt einen Überblick über die komplexe Geschichte der teils historiographischen, teils eher romanesken Texte über dessen Vita, mit dem Fokus auf den französischen Fassungen. Es folgen eine Übersicht über den Handschriftenbestand des altfranzösischen Prosa-Alexander sowie eine genauere Betrachtung der Berliner Handschrift hinsichtlich ihrer Quellen und ihrer Stoffverarbeitung und eine kursorische Handschriftenbeschreibung. Die Herausgeberin vermag aufgrund des auf fol. 1r abgebildeten Wappens mit Bischofshut und französischer Lilie Fulcaud de Rochechouart, 1317–1331 Bischof von Noyon, als potentiellen Adressaten der Handschrift plausibel zu machen, vorausgesetzt, das von den Buchstaben FR eingerahmte Wappen wurde nachträglich eingefügt. Rieger mutmaßt, Fulcaud könnte das Buch, das ebenso als höfisches Erziehungsbuch wie als Abenteuer- und Heldenbuch habe rezipiert werden können, eventuell bereits als Taufgeschenk erhalten und es in späterer Zeit, nämlich nach der Übernahme der Bischofswürde, mit dem eigenen Wappen versehen haben.

Angelica Rieger ist es gelungen, in ihren Kommentaren die Fülle des Deutungspotentials sichtbar zu machen, welches den Miniaturen gerade wegen ihrer hohen Qualität und Ausdruckskraft innewohnt, in der sich Liebe zum Detail mit expressiver Gestik verbindet. Sie gewährt mit dieser auch in ihrer Wiedergabequalität ausgezeichneten Ausgabe exemplarisch Einblick in das Verhältnis von Text und Bild in mittelalterlichen illustrierten Handschriften und legt ein Arbeitsinstrument vor, das die Erforschung der Geschichte der Bildzyklen zum Alexanderroman vorantreiben wird.

Trude Ehlert, Würzburg

Werner RÖCKE u. Hans Rudolf VELTEN (Hgg.), *Lachgemeinschaften. Kulturelle Inszenierungen und soziale Wirkungen von Gelächter im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*

(Trends in Medieval Philology 4). Berlin/New York, Walter de Gruyter 2005.

Der Band „Lachgemeinschaften“ zeigt als Resultat einer Tagung des Sonderforschungsbereichs „Kulturen des Performativen“ in Berlin im Jahre 2003 das kontinuierliche Interesse der Forschung an der Komik und am Lachen im angeblich so finsternen Mittelalter. Ziel der Herausgeber ist die „Untersuchung der Funktion und Typologie historischer Lachgemeinschaften“ (XXI) als „offene, labile und performative soziale Gebilde, die aus gemeinsamem Gelächter entstehen“ (XV). Die Aufsätze von durchweg hoher Qualität reflektieren die Methodendiskussionen der letzten Jahre und zeigen zugleich Stärken und Schwächen des performativen Ansatzes auf.

Die erste Abteilung des Bandes („Soziale Grenzziehungen und Funktionen gemeinschaftlichen Gelächters“) wird mit einem Aufsatz von Gerd ALTHOFF zum Thema „Vom Lächeln zum Verlachen“ eröffnet. In der Tradition seiner Arbeiten zur ritualisierten Trauer verfolgt er die Inszenierung und kommunikative Funktion rituellen Lachens und seinen habituellen Charakter an Fallbeispielen. Er führt vor, dass Lachen und seine Unterformen als Code eingesetzt werden, um Gemeinschaften zu begründen oder nach außen hin zu festigen. Bei der Betrachtung des „Lachen[s] über die Ketzer“ kontrastiert Thomas SCHARFF das Lachen von Inquisitoren und das Verlachen der Häretiker mit dem Lachen z. B. der Katharer über die orthodoxe Lehre. Hildegard E. KELLER rückt in ihrem auch durch Bildmaterial anschaulichen Aufsatz zur Noah-Episode in der Epik, der *Biblia Pauperum* und dem Passionsspiel die Verweigerung von Lachen aufgrund von Verspottung in den Blick. Ausprägungen der Abwehr gegen die latente Bedrohung, die die Gesellschaft nicht nur religiösen Außenseitern gegenüber empfindet, stehen im Zentrum des Beitrages von Werner RÖCKE, der anhand von literarischen und ikonographischen Dokumenten die Zurschaufelung von Blinden aufzeigt und die Art des Gelächters über derartige Vorführungen be-

stimmt. Die Beiträge der zweiten Abteilung des Bandes („Konstruktionen textueller Lachgemeinschaften“) befassen sich mit dem Lachen in der Literatur. Frank WITTCROW analysiert das Lachen bei Horaz und Vergil und hier speziell die Zusammenhänge von Lachen und Gemeinschaft. Auffällig ist das Ausmaß an Obszönität in Epoden des Horaz, was einmal mehr den Zusammenhang von Lachen und Obszönität nahelegt, wie er auch in mittelalterlichen Mären greifbar ist. Klaus GRUBMÜLLER fragt danach, wer im Märe und zu welchem Zweck lacht; hinzu tritt die Frage nach dem sozialen Ort des Lachens, das immer ein erzähltes Lachen sei. Hans R. VELTEN fokussiert das Lachen von Gruppen in der Schwankliteratur. Dabei ist weniger der Inhalt als die Prozessualität der komischen Situation mit ihrem transformatorischen Potential und ihrer Gegenwärtigkeit maßgeblich. Mit den Herausgebern des Bandes davon ausgehend, „dass Lachperformanzen ein wirklichkeitsveränderndes Potential enthalten und als Katalysator für die Institutionsbildung dienen können“ (152), vergleicht Gerhard WOLF anhand anschaulicher Textauszüge Poggios ‚Bugiale‘ mit der Zimmerischen Chronik. Bernhard TEUBER untersucht als Auftakt der dritten Sektion („Public Staging of Laughter / Theatrale Inszenierungen des Lachens“) die satirischen bzw. burlesken Texte der altokzitanischen Literatur. Die Interpretation eines Gedichts von Peire Cardenal belegt seine These, dass die höfische Gesellschaft durch die Fähigkeit zur Bildung einer „Lachgemeinschaft“ kulturelles Kapital erwerben kann, mit dem sie sich selbst legitimiert. Bei der Analyse des Lachens in der Farce schlägt Stephen G. NICHOLS vier Prinzipien der Theatralisierung von Lachen vor: Lachen über die Sprache als Bild, über die Körper-Inszenierung, über unmotiviert Aktionen und unmotiviert Gewalt als „the darker side of laughter“ (193). Dadurch ergeben sich Zusammenhänge mit dem Aufsatz von Jelle KOOPMANS über „Le rire grinçant de la farce.“ Koopmans negiert die verbreitete Annahme, das Lachen der Farce sei volkstümlich oder realistisch; vielmehr

fragt er, ob es Zeugnis puren Vergnügens sei oder ob es etwa eine pragmatischere, weniger „unschuldige“ Funktion innegehabt habe. Lachen in der Aufführung ist ebenso Gegenstand von Jens ROSELT, der liminale Momente der Inszenierung von Lachgemeinschaften im zeitgenössischen Theater, ihre unvermittelte, flüchtige oder dramaturgisch gesteuerte Bildung im Blick hat. In der vierten Sektion („Institutionalized Laughter / Institutionalisierte Lachgemeinschaften“) verweist Herman PLEJ in seinem Beitrag über das Lachen in der älteren niederländischen Literatur und Gesellschaft auf den sozialen Aspekt von Humor und Lachen als „group experience“ (247) und geht wie Koopmans von der hochgradigen Funktionalisierung der Komik aus. Katja GVOZDEVA befasst sich mit der Abtei von Thélème in Rabelais' ‚Gargantua und Pantagruel‘ und ihrer lebensweltlichen Nachahmung in Form von Narrenabteien in England und Frankreich. Möglicherweise konnte die literarische Abtei von Thélème deshalb die Narrenabteien inspirieren, weil sie sich selbst der Inspiration durch ein karnevaleskes Modell verdankte. Am Anfang des fünften Abschnitts („Soziale Stilisierungen in der Karikatur“) steht der mit Bildmaterial reich ausgestattete Aufsatz von Malcolm JONES. Er fokussiert englische Flugblätter und Einblattdrucke des 16. und 17. Jh., wie etwa Darstellungen des Hahnreis oder der *Virago*, und rückt dadurch die optische Bildung von Lachgemeinschaften in den Blick. Anhand von Tischgesprächen mit Mitgliedern aus dem „progressiven akademischen Milieu“ führt Helga KOTTHOFF vor, „wie sich *in situ* eine Lachgemeinschaft (re)kreiert und wie diese konversationell gemeinsame Normen und ähnliche Selbst- und Fremdstilisierungen aushandelt“ (331). Eine Bibliographie und ein Register beschließen den Band, dessen Stärke darin liegt, Wege aufzuzeigen, sich dem emergenten Phänomen der Lachgemeinschaften zu nähern. Die Kategorie „Performativität“ lenkt den Blick nicht nur auf die Beschreibung von Lachen in Texten oder auf möglicherweise Lachen erzeugende Stellen, sondern auch auf die performative Bildung von Gemeinschaft und

damit auf die Bedingungen für die Entstehung oder das Scheitern von Lachgemeinschaften. Die Unsicherheitsfaktoren und Hypothesen dieses Verfahrens sind bekannt, lassen sich aber wohl angesichts der Flüchtigkeit solcher Gemeinschaften nie ganz vermeiden. Als Fazit bleibt, dass der Band verschiedene Herangehensweisen, neue Zugänge zum Material und auch erste Ergebnisse aufzeigt, deren Ausbau insgesamt die Chance bietet, die Möglichkeiten der Bildung von Lachgemeinschaften vertiefend zu erfassen.

Andrea Grafetstätter, Bamberg

Jean-Claude SCHMITT, Die Bekehrung Hermanns des Juden. Autobiographie, Geschichte und Fiktion. Aus dem Franz. übers. v. Ursula Blank-Sangmeister. Stuttgart, Philipp Reclam jun. 2006.

Mit der deutschen Übersetzung von Jean-Claude Schmitts zuerst 2003 publizierter Studie „La Conversion d'Hermann le Juif“ erscheint ein Titel auf dem hiesigen wissenschaftlichen Buchmarkt, der schon des Öfteren als ein Meilenstein auf dem Weg zu einem revidierten Verständnis eines Autors des 12. Jh. bezeichnet wurde, dessen Werk in der Regel als einer der bedeutendsten autobiographischen Texte des europäischen Mittelalters angesehen wird: Hermanns von Cappenberg in den Jahren 1137/38 oder zwischen 1150 und 1160 verfasstes ‚Opusculum‘ über seine Konversion vom Judentum zum Christentum.

Ausgangspunkt für Schmitts überaus kenntnisreiche, faktenge sättigte und darüber hinaus auch in der von Ursula Blank-Sangmeister besorgten deutschen Übersetzung gut lesbare Darstellung ist die Frage, die der israelische Mediävist Avrom Saltman bereits 1988 aufgeworfen hatte: Handelt es sich bei dem genannten Bericht um eine tendenziöse Fälschung christlich-monastischer Kreise jüngerer Zeiten? Diese dezidiert gegen die *opinio communis* der früheren Forschung gerichtete Ansicht war in der ersten Hälfte der neunziger

Jahre des vorigen Jahrhunderts Anlass für eine an Heftigkeit und Grundsätzlichkeit nicht gerade arme Debatte, in der insbesondere der deutsche Mittelalterhistoriker Friedrich Lotter mit einer Reihe von Aufsätzen seit 1992 die Gegenposition zu Saltmans Analyse vertrat.

Schmitt wägt die Argumente beider Seiten kurz ab, gelangt aber sodann zu der grundlegenden, den weiteren Gang seiner Untersuchung leitenden Erkenntnis, dass die Frage, ob der Konversionsbericht Hermanns von Capenberg „echt“ oder „gefälscht“, „wahr“ oder „fiktiv“ sei, am eigentlichen Problem, die dieses Werk der historischen Interpretation stellt, vorbeiziehe: „Wenn derselbe Text für den einen ‚echt‘ und für den anderen ‚gefälscht‘ ist und jeder Argumente vorzubringen hat, die gleich kategorisch sind, lohnte es dann nicht den Versuch, diese starre Alternative aufzubrechen?“ (42) Diesen Versuch unternimmt er auf den sich anschließenden knapp 280 Seiten vor dem Hintergrund eines breit ausgefalteten und versiert zusammengehaltenen kulturwissenschaftlichen Panoramas, in dem er neben geschichtswissenschaftlichen Studien im engeren Sinne – vor allem zur Bedeutung des Stifts Capenberg im Prozess der Institutionalisierung des Prämonstratenserordens – gerade auch literatur- und kunsthistorische Forschungen rezipiert und auf seine Fragestellung appliziert. Wenngleich Schmitt dabei meines Erachtens bisweilen immer noch einen zu engen Wahrheitsbegriff an den Text anlegt – worin besteht der letztendliche ontologische Unterschied zwischen einer „fiktiven“ und einer „realen“ Biographie – so gelingt es ihm dennoch in seiner Studie zu zeigen, dass biographisches Schreiben in all seinen denkbaren Facetten stets artifizial fiktionalisiert ist. Somit muss auch in Hermanns Fall vorrangig danach gefragt werden, welches Bild der Verfasser von sich entwirft, und nicht danach, wie historisch korrekt und zuverlässig dieses Bild ist, dessen ultimative Botschaft nach Schmitt lautet: „Die Bekehrung verwandelt den Menschen, aber sie hebt seine Identität nicht auf“ (279).

Martin Przybilski, Trier

Ernst SCHUBERT, Essen und Trinken im Mittelalter. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006.

Auch wenn zum Essen und Trinken im Mittelalter bereits alles Wichtige gesagt worden zu sein scheint, gelingt es Ernst Schubert, mit der vorliegenden Publikation einen neuen Zugang zum Thema zu schaffen. Es werden nicht nur alte Fragestellungen aufgegriffen und neue in den Vordergrund gerückt, sondern auch der Versuch unternommen, durch die Kulturgeschichte von Nahrungsmitteln, Essen und Trinken Antworten auf Fragen der Gesellschaftsentwicklung und der wirtschaftlichen Zusammenhänge zu finden. Aufgezeigt werden Gegenspiel und gegenseitige Beeinflussung der Entwicklung gesellschaftlicher Ordnungen und Vorgänge und der Nahrungslage. Dabei wird die nötige Verankerung in der Alltags- und Mentalitätsgeschichte sichtbar. Der Autor lässt keinesfalls die Vielschichtigkeit des Mittelalters außer Acht und verzichtet auf unnötige oder irreführende Verallgemeinerungen, sei es im Bezug auf den zeitlichen Ablauf der Epoche, auf den Aufbau der Gesellschaft oder regionale Unterschiede. Trotzdem entsteht aus den Einzelbildern ein klares, wenn auch sehr komplexes Bild der Zeit. Zudem wird das Mittelalter nicht als aus der historischen Zeitschiene gelöster Ausschnitt behandelt. Zahlreiche Verknüpfungen zur Antike und Ausblicke in die Frühe Neuzeit oder sogar in die Moderne und Postmoderne zeigen die Kontinuität des Themas und dessen oft unterschätzte Bedeutung. Gleichzeitig zeigen sie die Grundlagen für die Rezeption des Mittelalters und die Entstehung gängiger Klischees, die noch immer weit verbreitet sind.

Eine wichtige Rolle spielt eine große und ausgewogene Quellenauswahl, die von unterschiedlichen Schrift- bis zu archäologischen Quellen reicht und dadurch sogar einen Einblick in die Realienkunde ermöglicht. Ein sprachhistorischer Beitrag trägt Begriffs- und Wortherkunftserklärungen bei.

Das Buch gliedert sich in drei Teile, von denen sich der erste mit dem Essen und der

zweite mit dem Trinken beschäftigt, während der dritte eine Brücke zu den Lebensordnungen schlägt. Der Ausgangspunkt für den Nahrungsteil ist der Hunger als Antrieb für wirtschaftliche Entwicklung, gesellschaftliche Veränderungen sowie als wichtigster Faktor der Kulturgeschichte des Essens. Während das Getreide sonst immer in den Vordergrund gestellt wird, geht Schubert zunächst auf die Bedeutung von Salz als einem der wichtigsten Nahrungsmittel und Handelsgüter ein. Es folgen Kapitel über Brot und Fleisch sowie ein Exkurs über die Geflügelkost. Fisch als Grundnahrungsmittel und besonders Hering und Stockfisch werden sehr ausführlich behandelt. Obst, Gemüse und Gewürze vor dem Hintergrund des Kulturaustauschs runden den ersten Teil ab. Alle Nahrungsmittel werden im Kontext ihrer Herkunft, der Produktion, des Handels und der Verwendung, aber auch der Rechts- oder Mentalitätsgeschichte dargestellt.

Bei den Getränken stellt der Autor erst Wein und später Bier vor. Eine kleine Kulturgeschichte des Gebrannten schließt sich an.

Letztendlich werden die Zusammenhänge von Ernährungsgeschichte mit dem mittelalterlichen Alltag aufgezeigt. Die Ordnungen des Mittelalters bilden dabei einen Rahmen, der sich in dem Verhalten auch bei Essen und Trinken niederschlägt und eine gesellschafts- und mentalitätsformende Rolle spielt. So werden im Kapitel über „Individuum und Gesellschaft“ Tagesabläufe, Völlerei oder Standesunterschiede thematisiert. In Verbindung von Essgeschirr und Essbesteck werden das individuelle und das gemeinschaftliche Essen dargestellt. Es folgen die Widerspiegelung der Rechtsordnungen in Essen und Trinken, die Bedeutung des Gastmahls und die normenstiftende Rolle höfischer Feste. Kurz eingegangen wird auf die Sitte des Zutrinkens und auf den Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Schriftlichkeit und der Ernährung.

Der inhaltliche Teil wird durch einen sehr umfangreichen Anmerkungssteil und ein Quellen- und Literaturverzeichnis ergänzt. Die Publikation kann als sehr gut fundiertes Überblickswerk dienen, sie weckt aber auch als

amüsantes und sehr gut geschriebenes Lesebuch den Spaß an der Kulturgeschichte.

Justyna Gralak, Frankfurt a. d. Oder

Anton SCHWOB u. Karin KRANICH-HOFBAUER (Hgg.), *Zisterziensisches Schreiben im Mittelalter. Das Skriptorium der Reiner Mönche. Beiträge der Internationalen Tagung im Zisterzienserstift Rein, Mai 2003* (Jahrbuch für internationale Germanistik. Reihe A. Kongressberichte 71). Bern u. a., Peter Lang 2005.

Die Sammlung von Beiträgen zu Geschichte und Wirken der Zisterzienser ist nach Fächern gegliedert (Theologie, Geschichte, Kunstgeschichte, Literatur, Musik; darunter alphabetisch nach Autor). Zu den übergreifenden Beiträgen gehört der historische Abriss von I. EBERL, der von der Ordensgründung bis zu den spätmittelalterlichen Reformen führt. Den Grundlagen zisterziensischen Schreibens nähert sich der einzige theologische Beitrag (G. B. WINKLER), der die frühe Rezeption patristischer Sermones als Anreiz zu subtiler Neugestaltung liest. Bei den kunsthistorischen Beiträgen unterscheidet J. K. EBERLEIN (nach Y. Zaluska) drei frühe experimentale buchmalerische Phasen zisterziensischer Buchkunst, die aber nicht zu einem eigenen Illustrationstypus führen. Ausführlich wertet C. BERTELSMEIER-KIERST die bildliche Selbstdarstellung von Zisterzienserinnen aus, die den kontemplativen Akt des Schreibens betonen. F. P. KNAPP stellt das lateinische zisterziensische Schrifttum in den österreichischen Ländern im Überblick vor – mit dem deprimierenden Fazit, dass ein bedeutenderes Erbe des Ordens wohl in der bildenden Kunst zu finden sei.

Der Bezug zur Schriftlichkeit aus dem Bandtitel steht nicht überall im Zentrum; die lokale Schreibstube bleibt schwer zu fassen. In der vergleichenden Analyse von Urkunden aus Rein und der Filialgründung Stična/Sittich erkundet G. BERNHARD jene „gewaltige[n] Apparate verunechteter Urkunden“ (50), die ihm in mittelalterlichen Klöstern nahezu unvermeidbar scheinen. Ins Herz des Skriptori-

ums zielt F. SIMADERS Abriss der Forschung zum Reiner ‚Musterbuch‘, das als Lehrbuch einen Einblick in den klösterlichen Schulbetrieb bietet. Der umfangreiche Bildschmuck – im Skriptorium recht voraussetzungslos – findet Analogien im Umfeld, so in Salzburger Buchmalerei (149). Ein wichtiges Arbeitsmittel bietet W. STEINMETZ, der die Reiner Einbandwerkstätten bis ins 16. Jh. vorstellt. Den Reiner deutschen Handschriften, die trotz ‚Parzival‘-Fragment und Psalmenkommentar des Österreichischen Bibelübersetzers nur eine marginale Rolle im Schrifttum der Bibliotheks spielen, wendet sich G. HAYER zu. Stiftsarchivar N. MÜLLER durchmisst die Baugeschichte und die Ausstattung des Archivs Rein und stellt das älteste Urbar von 1395 vor. Ausführlicher beschreibt H. ZOTTER die Bibliothek des Stifts Neuberg und fächert 257 erhaltene Codices nach Entstehungszeit und Struktur auf.

Verdienstvoll für die Aufarbeitung eines Kulturraums ist die Verbindung von Beiträgen verschiedener nationaler Wissenschaften. F. M. DOLINAR analysiert die Rolle des heute slowenischen Stična im Patriarchat von Aquileja. V. BOK untersucht die Literaturpflege im böhmischen Kloster Vyšší Brod/Hohenfurt und kann die gezielte Entwicklung des Buchbestandes, besonders im 14. Jh., nachweisen. A. VIZKELETY stellt eine im 14. Jh. im mährischen Zisterzienserinnenstift Oslavan benutzte deutschsprachige Benediktinerregel vor, E. MADAS die Legendarien ungarischer Heiliger, die in böhmischen und österreichischen Klöstern überliefert sind. Die kunsthistorische Analyse von Handschriften vor allem aus Stična durch N. GOLOB zeigt die europaweiten Einflüsse (wobei solche aus Rein kaum direkt erweislich sind). Erweitert wird die untersuchte Region durch E. HEMFORT, die fünf späte Chorbücher aus Altenberg im Bergischen Land untersucht, und durch N. F. PALMERS Beitrag zur deutschsprachigen Literatur im Orden rund ums ostschwäbische Kaisheim. Der exemplarische Überblick belegt für ein bestimmtes Umfeld das hohe Interesse an deutschen Handschriften.

J. TRUMMER bietet einen kompletten Überblick über die Musikpraxis in steirischen Klöstern zwischen 1300 und 1600 sowie K. HUBMANN zur Musikgeschichte Reins (Schriftquellen, Orgeln und Glocken). F. K. PRASSL bespricht die Choralquellen steirischer Zisterzienserklöster mit detaillierter Analyse der ordensspezifischen Spezifika (wie modulare Vereinheitlichung, stilistische Glättung) auf die Notations- und Aufführungspraxis.

Völlige Ausreißer angesichts des Bandtitels sind zwei literaturwissenschaftliche Beiträge: H. SCHULLER behandelt vornehmlich die Namensgeschichte des siebenbürgischen Klosters Kerz und sein Vorkommen in neuer Literatur; J. WOLF belegt materialreich den umfassenden Zugang höfischer Damen des 12. und 13. Jh. zur Schriftlichkeit.

Die markanten Detailstudien liegen mehrmals neben der eigentlich ins Auge gefassten steirischen Region; öfter ist Stična detaillierter erforscht als Rein. Dafür entschädigt aber der Ertrag zum Wirken des Ordens im europäischen Kulturraum. Durch die hilfreichen Register (Handschriften, Personen, Werke) entsteht ein Nachschlagewerk mit vielen Einzelheiten zur Kulturgeschichte der Zisterzienser.

Martin Schubert, Berlin

Sally N. VAUGHN u. Jay RUBENSTEIN (Hgg.), *Teaching and Learning in Northern Europe, 1000 – 1200* (Studies in the Early Middle Ages 8). Turnhout, Brepols 2006.

Mit ihrem Band zu Konzepten des Lehrens und Lernens knüpfen die Herausgeber Sally N. Vaughn und Jay Rubenstein produktiv an das Werk des britischen Historikers Sir Richard W. Southern zur Kultur Westeuropas im Hochmittelalter an, gehen aber auch neue Wege. Ein Teil der Aufsätze beleuchtet bislang vernachlässigte Aspekte des Lehrens und Lernens im Umkreis der fröhscholastischen anglo-normannischen Theologen und Reformer Lanfranc und Anselm von Bec/Canterbury. Weitere Aufsätze fragen nach Formen und

Zielen des Lehrens und Lernens in verschiedenen Milieus v. a. Frankreichs und der Normandie im 9. bis 12. Jh. Hinter der breiten Streuung der Themen und dem allgemein gehaltenen Titel verbirgt sich dabei Programm: Anliegen des Bandes ist es, Formen der Wissensvermittlung in den Blick zu nehmen, die in bildungs- und wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen des europäischen Hochmittelalters bislang randständig blieben, da man hauptsächlich den Aufstieg der Scholastik im 12. Jh. fokussierte. Dieses Anliegen wird erfolgreich eingelöst, und die beteiligten Autoren eröffnen einige neue Perspektiven. Zu verschiedenen historischen Zugriffen, die teils auch Theologen interessieren werden, treten zwei Beiträge musikwissenschaftlicher bzw. rechtshistorischer Provenienz.

Der einleitende Aufsatz von VAUGHN und RUBENSTEIN lässt zunächst wichtige Forschungsparadigmen zu Kultur und Wissensvermittlung des Hochmittelalters Revue passieren und diskutiert Kategorien und Konzepte, die den Blick auf Formen des Lehrens und Lernens geprägt haben. Es folgt eine Serie historischer Fallstudien. Michael E. MOORE deutet anhand historiographischer Texte des 9. und 10. Jh. aus Reims die über mehrere Generationen andauernde „Schulbildung“ als Prozess der wechselseitigen Überformung mündlicher und schriftlicher Überlieferung. Jason K. GLENN hinterfragt ebenfalls am Beispiel von Reims die Rolle berühmter Lehrer wie Gerbert von Aurillac und weist auf die Bedeutung der gesamten Kathedralgemeinschaft für intellektuelle Diskurse hin. Als nächstes tritt der anglo-normannische Raum ins Zentrum: Priscilla D. WATKINS diskutiert die bislang wenig beachtete administrativ-praktische Seite der monastischen Ausbildung am Beispiel Lanfrancs von Bec. Sally N. VAUGHN gibt einen Überblick über die unterschiedlichen praktischen, intellektuellen und spirituellen Dimensionen der Lehrfigur Anselm von Bec und zeigt den Hintergrund zeitgenössischer Konzepte des Lehrens durch Wort und Vorbild auf. Bruce C. BRASINGTON beschäftigt sich mit Elementen des liebenden christlichen Lehrens, die ent-

scheidende Zugänge zum Werk des bekannten Kanonisten Ivo von Chartres bieten. Den Einsatz von lehrhaften Anekdoten über englische und französische Könige und Kleriker im Werk Guiberts von Nogent diskutiert Jay RUBENSTEIN und widerlegt und differenziert dabei die ältere Ansicht, der Text offenbare frühe nationale Prägungen. William L. NORTH untersucht Kontexte des exegetischen Werks Richards von Préaux und bietet eine Edition von dessen bislang fast unbekanntem Prologen. Anhand von Hagiographie aus dem Umkreis der Stadt Soissons im 12. Jh. wendet sich dann John S. OTT Formen des Lehrens durch hagiographische Exempel und deren Kontexten zu. John D. COTTS untersucht anhand des Briefwechsels zwischen Johannes von Salisbury und Peter von Celle die um die Mitte des 12. Jh. gängigen Konzeptionen von „Schule“ und „Kloster“ und revidiert dabei die häufig anzutreffende polare Gegenüberstellung dieser Orte des Lehrens und Lernens. John L. SNYDER diskutiert den innovativen Umgang mit Autoritäten im 12. Jh. anhand der Werke des Musiktheoretikers Theinred von Dover. Ein sehr lesenswerter Überblicksaufsatz über die Rolle des Lehrers und den Umgang zwischen Lehrern und Schülern im 10. bis 12. Jh. von Mia MÜNSTER-SWENDSEN beschließt den Band. Die oft anzutreffende, beklagenswerte Trennung zwischen den Forschungsfeldern der hochmittelalterlichen Politik und Kultur und einer enggefassenen „Bildungsgeschichte“ wird in diesem Band in begrüßenswerter Weise überwunden.

Sita Steckel, Münster

Joachim ZEUNE (Hg.), *Alltag auf Burgen im Mittelalter* (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V. B/10). Braubach, Deutsche Burgenvereinigung e.V. 2006.

„Dass ein derart komplexes und heikles Thema nur in einer interdisziplinären Ausrichtung zu bewältigen ist“, stellt der Herausgeber in seinem Vorwort fest (9). Und so versammelten sich im Frühjahr 2005 in Passau 24 Vertreter

verschiedenster Fächer zu einer Tagung, deren Vorträge jetzt in diesem reich bebilderten Band vorliegen. In einem ersten Themenblock „Das Thema aus aktueller Sicht beteiligter Wissenschaftsdisziplinen“ zeigt zunächst Elisabeth VAVRA an ausführlich zitierten Textbeispielen aus den großen Epen Hartmanns von Aue und Wolframs (nicht, wie im Text, Wolfgang!) von Eschenbach, wie hier ganz nebensächlich durchaus aussagekräftige Details des alltäglichen Lebens auf der Burg beschrieben werden. Otto VOLK und Jens FRIEDHOFF erörtern die Aussagemöglichkeiten von spätmittelalterlichen Rechnungsbüchern und Inventaren für die Ausstattung und den Alltag auf Burgen und Schlössern, während Christof KRAUSKOPF (z. T. allzu) allgemeine Überlegungen zum Alltagsbegriff und zu den schriftlichen und archäologischen Quellen der Burgenforschung anstellt. Ganz konkret stellt Reinhard FRIEDRICH anhand zahlreicher Beispiele den Beitrag der Archäologie dar, die er geradezu als „eine wissenschaftliche ‚Kernmethode‘ bei der Rekonstruktion der mittelalterlichen Lebenswirklichkeit“ bezeichnet (48).

Im zweiten Block behandelt Werner MEYER die Frage der sozialen Gruppen auf der Burg und stellt erfrischend skeptisch fest, „dass wir uns den Alltag auf einer Burg vor dem Hintergrund eines viel komplizierteren und differenzierteren Sozialgefüges vorzustellen haben, als es die simplifizierende Populärliteratur verkündet“ (58). Eva-Maria BUTZ skizziert die Möglichkeiten der Erforschung weiblicher Lebenswelten auf der Burg im Rahmen der Genderforschung.

Fünf Beiträge gelten im nächsten Block dem „baulichen ‚Rahmen‘ und seiner Ausstattung“. Einleitend schildert Stefan UHL allgemein den möglichen Beitrag der Bauhistoriker, von denen er genauere Untersuchung auch nebensächlichster Befunde wie Dübellöcher u. ä. fordert. Am Beispiel der bayerischen Burg Burghausen behandelt Joachim ZEUNE die Schatzkammern. Udo LIESSEM zeigt an mittelhochrheinischen Burgen, wie bunt wir uns die Innenräume vorzustellen haben. Des Weiteren geht es um das Mobiliar (Roland MÖLLER),

die Möglichkeiten der Beheizung vom mobilen Kohlenbecken bis zum aufwendig gestalteten Kachelofen (István FELD) und die Vorrichtungen der Hygiene (Waltraud FRIEDRICH).

Die Rubrik „Zwischen Öffentlichkeit und Privatheit“ vereinigt drei Beiträge zur Burg als Schauplatz von Festen (Jürg TAUBER), zu den Freizeitbeschäftigungen wie Spielen und Musizieren (Maria-Letizia BOSCARDIN) und zu „archäologischen Befunden zur mittelalterlichen Schreibtätigkeit“ (Thomas BITTERLI-WALDVOGEL), letzterer mit z. T. arg banalen Aussagen.

Wie ertragreich die interdisziplinäre Zusammenarbeit für das Tagungsthema war, wird besonders deutlich in der Rubrik „Zur Versorgung und wirtschaftlichen Infrastruktur“. So tragen Manfred LEMMER, Thomas KÜHTREIBER und Monika DOLL reiche Einblicke in die Ernährung auf den Burgen aus literarischen Quellen, aus bau- und landschaftsarchäologischen Befunden und aus Ergebnissen der Archäozoologie und Archäobotanik zusammen. Der lebensnotwendigen Wasserversorgung und der – noch wenig erforschten – Produktion von Bier, Wein und Branntwein gelten die Beiträge von Klaus GREWE und Tomáš DURDÍK. Michael HERDICK schließlich zeigt, „wie handwerklich-gewerbliche Aktivitäten innerhalb befestigter Herrschaftssitze über die Mauern hinaus auf den umliegenden Raum ausgreifen konnten“ (178).

Die letzte Rubrik „Zur Bewaffnung“ enthält nur einen Beitrag von Alfred GEIBIG, der vorrangig am Beispiel der gut dokumentierten Veste Coburg Bestand und Gebrauch verschiedenster spätmittelalterlicher Waffen erläutert.

Das aus dem breiten Spektrum der Beiträge gewonnene Bild vermag sicher die bei interessierten Laien weit verbreiteten „klischierten Vorstellungen über das Leben auf mittelalterlichen Burgen“ zu korrigieren, wie Barbara SCHOCK-WERNER es in ihrem Grußwort erhofft (7); der Fachmann wird durch die ausführlichen Anmerkungen mit reichen Literaturangaben zu weiterer Beschäftigung mit dem Thema eingeladen.

Ulrich Nonn, Koblenz/Bonn